

Großvaters Spiel-Uhr

oder

Die Hausgeister.



Ein Märchen aus der bürgerlichen Welt

von

Fr. Lubojakny.



Leipzig,

Verlag von C. S. Griseke.

1856.

Neudruck des Originals
Frankfurt am Main

Wie sich die beiden alten Sander's gefreut haben, als sie wieder vor der Spieluhr saßen, die sie als Kinder schon kannten und liebten, die mit ihnen um jeden Tag älter geworden war, und doch unbekümmert um den Tag und um das Aelterwerden, ihre feinen und lieblichen Stückchen spielte, als wäre sie noch in der Zeit der Jugendblüthe, in ihren Erstlingstagen. Jetzt saßen sie beide da ganz verzückt und lauschten auf die Töne, die sie vierzig Jahre zu hören entbehrt hatten — vierzig Jahre! — ja die beiden Sander's waren sehr alt. Als der Lieb sie zum letztenmal spielen gehört hatte, da war er ein junger Bursche von beinahe 22 Jahren gewesen, der gar nicht glaubte, daß er sich jemals sorgen und grämen könne in der Welt, weil er so jung und lustig war und an seinem Himmel niemals Wolken hingen, nichts als Geigen und Flöten, grade so wie es bei der Spieluhr Großvaters der Fall war, die mit jeder verronnenen Stunde lustig zum Todtlaichen sich hören ließ, und ihr Stückchen abspielte, daß jedem das Herz im Leibe lachen mußte.

Und Friedel, der andere Sander, hatte die Hände zusammengefaltet und seine alten Augen hingen mit Ehrfurcht und Andacht an dem alten Möbel, dem sie beide jetzt mit offnem Munde zuhörten, wie es den alten Dessauer herausfang aus Herzensgrunde. Beiden Sander's gingen die Augen über bei dem alten Marsche, nach dessen Melodie sie getollt hatten und Soldaten gespielt, wie sie noch Knaben waren mit rothen Backen und glatter Haut und auf Steckenpferden herumgaloppirten, als wären sie gebor'ne Centauren oder gewaltige Generale, so gewaltig wie der alte mürrische Dessauer selber.

„Es ist 'n wunderlich Ding um Großvaters Spieluhr,“ sagte der alte Lieb, und Friedel, zwei Jahre jünger, brumnte hinterdrein wie ein Echo: „Spieluhr — Großvaters — ist 'n wunderlich Ding.“

In diesen wenigen Worten lag alles, was zwei alte Männer, wie die beiden Sander's, sagen konnten, denn sie sagten überhaupt nicht viel; aber, das sage ich Euch im Vertrauen, sie dachten mehr oder fühlten mehr, oder die beiden alten Leute fanden just keine Worte in dem Augenblicke, mehr zu sagen. Sie blieben sitzen auf der Bank, die grade nur Platz für zwei Sitzende bot, und schauten angestrengt auf die Uhr hin, und ganz unbewußt rann eine Thräne nach der andern aus ihren Augen über die gelben, furchenreichen Wangen hinunter, und so saßen sie eine ganze Stunde lang, bis wieder das alte Möbel

den Dessauer sang und beide wie mit Einem Munde die Melodie mitbrumnten. Aber das Sonderbarste waren die zwölf Apostel, die inmitten auf dem Zifferblatte angebracht waren in halberhobener Arbeit und inägesammt mit den Köpfen wackelten zum alten Dessauer, und der Hahn, der über Petrus Haupte sitzend, die Flügel bei jedem Takt regte, als wolle er auf und davonfliegen. Das sahen die alten Sander's mit wahrhafter Andacht an. Grade so wie jetzt hatte der Hahn seine Flügel gehoben, als sie beide noch Buben waren, und hatte sich nicht geändert in der ewig langen Zeit von fast sechzig Jahren, während sie grauhaarig geworden und zusammengeschrumpft waren, traurige Ueberreste vergangener und erloschener Kraft.

Die Lampe brannte auf dem Tisch, das Stübchen war zur Hälfte düster und nur die Seite vorzüglich beleuchtet, wo Großvaters Spieluhr stand. Das war gewiß ein recht festlicher Abend für zwei alte Männer, die im Ganzen nichts zu verlieren und auch eben so nichts mehr zu hoffen hatten in ihrem ferneren Leben, daß sie jetzt vor einem alten Bekannten aus früher Kindheit sitzen konnten und an alles zurückdenken, was ihnen begegnet war seit so vielen Jahren. Das Stübchen war sehr einfach, sehr, das Glück hatte nicht seine Wohnung darin, aufgeschlagen, wenn man von dem Aeußern auf's Innere schließen wollte, und doch waren die beiden alten Sander's zufrieden in

ihrer beschränkten Armuth, da sie nur den einen Wunsch in ihrem Leben noch gehabt hatten, wieder im Besiz von Großvaters Spieluhr sich zu sehen. Und deswegen hatten sie gedarbt und gespart seit Jahren, um hundertfünfzig Thaler zu erschwingen, denn so viel hatte der Besizer der Uhr gefordert für dieselbe. Darum aber war auch die Freude der beiden alten Sander's so groß, weil sie ihren einzigen und, wie sie beide dachten, letzten Wunsch erfüllt sahen.

Thränen sind die besten Vorläufer des Schlafes. Wenn man so recht geweint hat aus Herzensgrund, dann wird das Auge müde und matt, es fällt zu, der Schlummer hängt sich an den letzten Thautropfen an, der in den Wimpern zurückgeblieben ist und küßt das brennende Auge. Die alten Sander's hatten geweint aus Freude, und wie das alte Möbel wieder ausgefungen hatte, fielen ihnen die Augen zu aus Müdigkeit. Der Hahn hob seine Flügel nicht mehr, die Apostel saßen still und nickten nicht, nur die beiden alten Sander's nickten an Stelle dieser stählernen oder silberplattirten Heiligen, und im Stübchen war alles so ruhig, so still, daß man es hätte verwechseln können mit dem Frieden im Grabe, oder aber mit der heiligen Einsamkeit eines Gotteshauses. Um diesen Frieden war es etwas Geheimnißvolles.

Während die beiden alten Leute nickten und der Schlaf ihnen recht willkommen schien nach der Freude, wurde es

gar lebhaft in der alten Spieluhr, ein leises melodisches Summen hob an und deutlich war es zu hören, daß unter den leise flüsternden Tönen ein Wettstreit rege ward, welcher sich am meisten hervorthun könne und am lieblichsten klänge. Das waren nicht die mechanisch hervorgebrachten Töne, wie der alte Dessauer oder die Menuet oder die zwei alten Kirchenlieder, welche Großvaters Spieluhr in der Regel herunterwälzte, sie hören ließen, nein, das waren ganz besondere melodische Klänge, die selbst im Streik und Bank unter einander nichts verloren von ihrer Schönheit. Und immer lauter und lieblicher sang es aus der alten Uhr heraus — die beiden Sander's lächelten im Schlummer, als hörten sie mit geistigem Ohr, wie sich's so wunderbar regte und bewegte, ein geheimnißvolles Leben im Gegenstand ihres einzigen und letzten Wunsches.

Es ist schwer zu sagen, wie sich die Töne unter einander stritten, wer den Vorzug haben sollte, am schönsten zu singen das Lied der Freude, wieder zurückgekommen zu sein in das Haus, wo schon der Großvater der beiden alten Sander's, mit der holländischen Pfeife im Munde, leichte blaue Knasterwolken von sich wegblasend, sich über sein kostbares Möbel, die Spieluhr, gefreut hatte wie ein Kind und stundenlang davor saß und wohlgefällig die Apostel und den Hahn anschaute, bis eine verronnene Stunde wieder den alten Dessauer oder die Menuet oder

eins von den beiden uralten Kirchenliedern herausfang. Wenn Ihr, zu den Ungläubigen gehört, die nichts auf Hausgötter geben und zwar kein Wort davon hören wollen, daß auch das uns anscheinend todtte Wesen belebt sei, ohne daß wir es ahnen, dann werdet Ihr's auch gar nicht glauben, daß Großvaters Spieluhr die freundlichen Esfen beherbergte, die ehemals in dem reichen Hause Sander's ihr Wesen trieben und alles Unheil abwandten von der Familie, so viel in ihren Kräften stand, unter deren Augen Lieb und Friedel aufgewachsen waren, und die sie nun jetzt wieder sahen nach vierzigjähriger Trennung; denn der Schlag, welcher das Glück des Sander'schen Hauses vernichtet hatte, brachte Großvaters Spieluhr in die Hand eines harten, bösen Mannes, der sich immer geärgert hatte im Stillen, wenn er den alten Sander so vergnügt vor der Spieluhr sitzen gesehen und eine wahre Wuth auf die Uhr hatte. Im Besitze dieses hämischen Mannes hatte das alte Möbel gar nicht gestanden, er hatte es aus Born in eine Kumpellammer gesperrt und dort hatte es dreißig Jahre lang gestanden und geschwiegen, bis seine Erben es endlich gefunden und wieder an's Tageslicht gebracht hatten.

Großvater Sander hatte oftmals zu Herrn Bückenburg, einem Handelsfreund und dem nämlichen, welcher die Spieluhr an sich gebracht und sie eingesperrt hielt, wie einen schweren Verbrecher, gesagt: „So lange diese Spieluhr

mit den zwölf Aposteln und Petri Hahn in meinem Hause ist, so lange wird auch das Glück im Hause sein — ja, ja, Freund Bückenburg, daran glaube ich fest, ganz steif und fest, sage ich Euch. Gute Geister wohnen in der Spieluhr, das weiß ich, — gute Geister meines Hauses, die alles Unglück von den Sander's abwenden.“ —

„So?!“ sagte Bückenburg d'rauf mit einem ärgerlichen Gesicht, denn alles verdroß diesen neidischen Mann, was einem Andern als ihm Glück brachte; denn obwohl ein ziemlich reicher Kaufmann, war er doch sehr unzufrieden mit dem Geschäfte und glaubte nebenbei zu verkümmern trotz seinem heimlichen Gelde, von dem Niemand etwas wußte, bis es nach seinem Tode unter einer Kellerstufe vergraben gefunden wurde. Und zehn Jahre hatte das alte Möbel bei den Erben gestanden, die es nun um den Preis von 150 Thalern verkaufen wollten, weswegen es stehen blieb, weil Niemand so viel Geld daran wendete, sich in Besitz eines so altmodischen Stückes zu setzen, das, um es in Einklang mit andern Möbeln zu bringen, eine ganze Rococo-Einrichtung erforderte.

Die alten Sander's hatten seit sechs Jahren, wo sie von der Existenz von Großvaters Spieluhr gehört, mit Mühe und vielen Entbehrungen diese Summe zusammengepart, und heute war der glückliche Tag, wo sie im Besitze dieses wieder erworbenen Stückes aus den Zeiten ehemaligen Glanzes ihres Hauses sich freuten wie die Kin-

der, und waren doch beide sehr alte Knaben, deren Häupter weiß schimmerten vom Schnee des Alters. Und jetzt schiefen sie beide, die Pfeifen und Pfeifchen in der Spieluhr waren lauter und lauter geworden und sangen jetzt ein gemeinsames flüsterndes, wunderbar süßes Lied vom Willkommen im alten, trauten Vaterhause und vom wiederkehrenden Glück in dasselbe — die beiden Sander's lächelten im Schlummer, wie wenn der letzte Strahl des Abendhimmels auf eine düster im Abend versinkende Landschaft zurückkehrt, sie schienen die wunderbaren Stimmen und Stimmchen zu verstehen, als wären's Worte, die zu ihren Geistern vertraut flüsternten — dann regte sich's in Großvaters Spieluhr, die Thür des nußbaum'nen Gehäuses that sich leise auf, die Pfeifen und Pfeifchen verstimmten eins nach dem andern und kleine, leichte Gestalten schwebten heraus, so leise und so geräuschlos, daß die Schlummernden nicht gestört wurden in ihrem Frieden.

Das waren die traulichen Elfen, die nach so langer Zeit der Trennung von dem lieben Orte ihrer Heimath jetzt einen feierlichen Umzug hielten und alles anschauen wollten, wie es noch sei und die alte wieder gewonnene Heimath einsegnen nach Elfenweise. Wie fanden sie alles so verändert heute? Freilich war's dasselbe Zimmer im Erdgeschoß mit dem braunen Tafelwerk und dem an den vier Wänden hinlaufenden Sims, auf dem zu Großvaters Zeiten kleine Gypsfiguren aller Art in eine Galerie von

Curiositäten zusammengestellt standen; aber die kleiner buntemalten Pagoden und Chinesen, die Affen und springenden Pferdchen und Giraffe, die Papageien mit dem grell angemalten Gefieder waren verschwunden, der Sims war leer, das lederüberzogene Sopha, die mit blanker Kupferknöpfchen garnirten Lehnsessel, der alte Eichentisch in der Mitte des Zimmers waren weg, die bitt're Armuth guckte aus den wenigen Möbeln, welche sich hier zeigten — auf dem kleinen Wandkamin brannte kein Feuer, wie ehemals, ein Topf voll Kartoffeln stand auf dem schwarzen Dreifuße, unter dem einige Holzkohlen und trock'ne Spähne lagen. Die Elfen zogen leise und geräuschlos an den vier Wänden hin, es schien ihnen schmerzlich zu sein, nichts mehr zu finden von dem alten Geräthe, mit dem sie befreundet gewesen und das sie lieb gehabt hatten, wie sie die Bewohner des Ortes liebten. Um die beiden alten Schlummerer versammelten sie sich, sie waren ja die Einzigen, die sie hier wiederfanden, und wenn auch Jugend und Muth von ihnen gewichen waren unter den langen Jahren und sie ansahen wie traurige Ueberreste eines ehemals glücklichen Geschlechts, die sich jetzt unter der Last der Dürftigkeit und der Jahre der baldigen Auflösung entgegen sehnten, so wußten die Elfen doch, daß den beiden letzten Familiengliedern des Sander'schen Hauses treue und gesunde Herzen in der Brust schlugen, die mehr in der Erinnerung lebten, als in der traurigen

Gegenwart, und welche ihr einziges Glück darin gefunden hatten, Großvaters Spieluhr durch große Opfer wieder zu erkaufen,

Forderten solche Opfer der treuen Anhänglichkeit und Liebe zu dem Alten nicht eine Vergeltung?

Die Elfen hockten auf den Knien, auf den Schultern der beiden alten Schläfer, die so vergnügt lächelten im Schummer, wie sie in der Wirklichkeit seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gelächelt hatten; einer setzte sich dicht an Lieb's Ohr und lächelte: „Wir sind da . . . wir sind da . . . hab' nur Muth . . . alles wird gut, hab' nur Vertrauen sollst Freudentage noch schauen.“

Und ein anderer hockte an Friedel's Ohr und summete grade, wie Friedel alles in verdrehter Redeweise zu sprechen pflegte: „Sollst Freudentage noch schauen hab' nur Vertrauen alles wird gut hab' nur Muth . . . da sind wir . . . da sind wir.“ Und dann hüpfen die kleinen, lichten Gestalten, die so leicht wie der Hauch waren, oder vielleicht noch leichter, auf den Knien und Schultern der beiden alten Schläfer und summten eine Weise nach ihrer Art, die dem melodischen Geflüster der Rosenblätter gleich, wenn der Morgenhauch sie verstoßen küßt in der Dämmerungstunde, wo Mond und Sterne schwinden; dann zogen sie leise, wie sie gekommen waren, an den vier Wänden hin, und schlüpfen hinein in das offne Gehäus der allmodischen Spieluhr,

das sich geräuschlos hinter ihnen schloß, und dann schlug wieder eine volle Stunde und die Pfeifen und Pfeifchen fangen statt des Dessauer Marsches jenes uralte Flemming'sche Kirchenlied: „In allen meinen Thaten u. s. w.“

Im Stübchen war's andächtig still wie in einer Kirche und Lieb und Friedel wachten nun auf aus dem Schummer, sie stimmten mit ein in das alte, liebe Lied, das Großvater immer gesungen und das so fest in ihrem Herzen und Gedächtniß stand, als wäre der Text eingebrannt mit unverlöschlicher Schrift in dieselben, und wie sie zu Ende waren mit dem Liede, sagte Lieb tief ergriffen, indem er sich mit dem Armel seines abgeschabten Rockes über die Augen hinfuhr: „Es ist 'n wunderlich Ding um Großvaters Spieluhr.“

Friedel, das lebendige Echo seines zwei Jahre älteren Bruders, murmelte eintönig und doch gerührt, mit den Fingerspitzen beider Hände an den Wimpern seiner geschlossenen Augen herumstreichend: „Spieluhr . . . , Großvaters . . . ist 'n wunderlich Ding.“

Der September-Abend, an dem die Elfen im Sander'schen Hause, wo jetzt nur das Stübchen und eine kleine Kammer das Eigenthum der beiden letzten Familienglieder dieses Namens als Auszug verblieben war, ihr Willkommenlied fangen, war unterdeß zur ganz dunkeln Nacht geworden und der Wind hatte sich aufgemacht aus dem schlimmen Westloche, und blies eine Menge großer, schwerer Regentropfen an die Läden an, daß es prasselte, wie wenn man unablässig harte, überwinterte Erbsen dagegen würfe. D'rinn im Stübchen wurde es heimischer, ein kleines Feuer prasselte unter dem Dreifuß und der Kartoffeltopf sang ein brumriges, von allen möglichen Zischlauten durchmengtes Lied, die kleine Blechstürze schwankte wie betrunken auf dem Rande des schwarzen Topfes unter der Gewalt des in kleinen Blasen seinen Aerger aufsprudelnden Wassers. Friedel stand am Kamin und starrte in die blaugelbe Flamme; Friedel war immer sehr gedankenvoll und einsylbig, und wenn ihm das Reden sauer zu werden schien, so lag es nicht bloß an dem Gefühl der Niedergedrücktheit, an dem Bewußtsein der großen Dürftigkeit, sondern wol mehr in einem besonderen

Gange zur Schweigsamkeit, zur Stille, den er schon in frühester Jugend gezeigt, und man kann ohne Uebertreibung sagen, mit vielem Glücke angebaut hatte.

Lieb deckte den Tisch mit einem grauen Dreiligtüche, setzte Salz und Butter darauf — sie feterten die Wiedererlangung von Großvaters Spieluhr durch den ungewöhnlichen Genuß von Butter an diesem Tage; es war dies ein außerordentlicher Luxus, den sie sich nicht verziehen haben würden, wäre nicht die Ursache davon eine so tief in ihr Leben eingreifende gewesen.

Nachdem der Tisch mit den nothwendigen Requisiteu beschickt war, stellte sich Lieb mit großer Behaglichkeit bis mitten in das Stübchen, legte die Hände auf dem Rücken über einander und betrachtete die Spieluhr und den mit einem so seltenen Leckerbissen, wie für die beiden alten Sander's die Butter war, besetzten Tisch.

„Hm, hm,“ brummte er vor sich hin — „sehr gut so — wir können in Frieden sterben, — wir haben keinen Wunsch mehr, gar keinen.“

Aber unmittelbar nach diesem letzten Gedanken verfiel Lieb in ein Sinnen, als gäb's doch noch Wünsche für ihn, die er sich vielleicht selber nicht gestehen möchte, Wünsche, die ihn zu kränken schienen, und so nahm er die Miene eines Mannes an, der sich in einer großen Verlegenheit befindet bei dem Bewußtsein, sich mit einem Ausspruch überreist zu haben und diesen Fehler doch nicht

gern verbessern will, weil ein ihm nicht ganz deutliches Etwas in seinem Innern dafür spricht, während die Vernunft dagegen strebt.

Lieb hatte öfters solche Anwandlungen von Mergerniß an sich selber, die er auffallend sorgsam vor Friedel verbarg, als wenn er Vorwürfe von diesem zu scheuen hätte. Es war ein sehr einsames Leben, was die beiden Brüder mitammen führten, einsam und still wie ihr Auszugstübchen oder so einsam als das Haus selber, das hundert Schritte ungefähr von den ersten Häusern des Städtchens entfernt lag, an einer eben nicht sehr befahrenen Straße. Die beiden alten Sander's ernährten sich durch Lohnschreiberei, die man ihnen in Betracht, daß sie von einer Familie abstammten, welche sogar ehemals im Rath geessen und gar manche Wohlthaten dem allgemeinen Besten erwiesen hatte, als sie noch reich war, zustießen ließ, da Lieb und Friedel jeden Falls jede andere Unterstützung ausgeschlagen haben würden. Das war ein kläglich Brot, unter dem sich die Rücken der beiden alten Sander's gekrümmt hatten, aber Niemand hörte von ihnen eine Klage über ihr Schicksal, obwohl Lieb nicht mit Unrecht Beschwerde gegen die Bosheit der Menschen und die Ungerechtigkeit des Schicksals hätte führen können, denn er war hart geprüft worden in seinem Leben, sehr hart.

Vielleicht dachte er jetzt nach über diese Prüfungen, denn als Friedel sich umfah bei dem Absteigen der Kar-

toffeln, stand Lieb noch da mitten im Zimmer, die Hände auf dem Rücken über einander gelegt, das gelbliche, faltreiche Gesicht auf die Brust niedergehängt. „Hm! Hm!“ räusperte sich Friedel, wie er gewöhnlich that, um Lieb aus solchem unfruchtbaren Nachdenken über Vergangenes zu wecken. Lieb kannte den Ton, er fuhr auf und sah Friedel an. „Sind die Kartoffeln fertig?“ fragte er.

„Fertig . . . sind die . . . Kartoffeln,“ antwortete Friedel, und beide setzten sich nun an den Tisch, wohin Friedel die Schüssel mit den dampfenden Knollen-Gewächsen gesetzt hatte. Sie saßen schweigend und ich kann Euch nur sagen, daß ihre Augen allein eine stumme, aber sehr beredte Sprache, wie ein heimlich Einverständnis mit Großvaters Spieluhr, führten. Bei jedem Bissen Butters blickten sie hinüber nach dem alten Möbel, als sollte es sehen, wie hoch sie den Tag feierten oder vielmehr den Abend; denn es war bei einbrechendem Abend, als die Spieluhr in's Haus gekommen war.

Der Regen war draußen stärker geworden, der Wind hatte sich gelegt und so hatten sie eine Art Tafelmusik durch den an die Laden anfallenden Regen, gleich als sumimte eine Fliegenschaar ohne Unterlaß. Aber unter dieser monotonen Musik hörten sie von der Straße her ein das Geräusch eines mühselig sich durch den Schmutz schleppenden Karrens und das „Hoi! Hoi!“ des Fuhrmanns, der seinen Gaul durch beständigen Zuruf ermun-

Großvaters Spieluhr.

terte aus dem traurigen Schritt, der die große Müdigkeit des Thieres oder die stockfinstere Nacht, oder auch die außergewöhnliche Schlechtigkeit der Straße bezeugte.

„Es ist Andreas, der Botenfuhrmann,“ bemerkte Lieb.

„Der Botenfuhrmann Andreas ist's,“ stimmte Friedel bei mit großer Gleichgiltigkeit, denn er fand kein besonderes Interesse an der Zurückkunft des Botenfuhrmanns aus der Hauptstadt.

Mie hatte dieser Andreas etwas an die beiden alten Sander's zu besorgen gehabt, und es war auch mit einer nicht zu widerstreitenden Gewißheit im voraus anzunehmen, daß solch' ein seltener Fall sich nie ereignen werde. Vielleicht dachten eben die beiden Brüder an eine solche Gewißheit, als sie zu ihrer größten Verwunderung den durch den Schmutz klatschenden Schritt des Gauls plötzlich nicht mehr hörten, eben so wenig das Seuffzen der Wagenräder, und gleich darauf ein etwas unmanierliches Pochen an einem der Fensterladen vernahmen.

„Hm, das ist seltsam,“ sagte Lieb aufstehend.

„Seltsam,“ brummte Friedel.

Jetzt hörten sie draußen den Gaul schnaufen.

„Sieh Acht, der Andreas will 'ne Laterne geborgt haben,“ redete Lieb, indem er an's Fenster ging, um den Laden von innen zu öffnen, und dann hinausfragte: „Was soll denn sein?“

„Es will 'n Fremder bei Euch eintreten, der krank

geworden ist auf meinem Karren,“ antwortete Andreas von draußen — „der Mensch stöhnt gar schrecklich.“

Friedel stand am Fenster hinter Lieb und wiederholte nach seiner Redeweise: „Gar schrecklich . . . stöhnt der Mensch.“

„Hm, 's ist kein Wirthshaus bei uns; aber . . . freilich, wenn er krank ist . . . ist's was anders. Mach' auf, Friedel.“

Nach diesen Worten Lieb's bewegte sich Friedel langsam aus der Stube hinaus, und draußen hörte man ihn einen Niegel zurückschieben. Als er mit dieser Arbeit fertig war und die Thüre öffnete, trat ihm auch schon der Fremde entgegen; Andreas fuhr fort.

Ohne großes Ceremoniel brachte Friedel den Fremden hinein in die Stube. Das Lämpchen auf dem Tische und das durch die Zugluft beim Oeffnen der Thüre neu erwachte Kohlenfeuer auf dem Herde gaben hinlängliche Helligung, um den unvermutheten Gast zu betrachten. Er war eine große Männergestalt in einem blauen Mantel gehüllt, einen breitkremptigen, schwarzen, niedrigen Quäkerhut auf dem Kopfe, und war es eben der tief in der Stirn sitzende Hut oder der große Bart, der die unteren Gesichtspartien des Fremden ganz verdeckte, er sah wirklich recht bleich aus, entweder von Kränklichkeit oder von Gram. Unter der breiten Krempe hervor schweiften seine Augen, sobald er über die Schwelle getreten war, schnell

über alle Gegenstände des Stübchens und blieben natürlich auf den beiden Hauptgegenständen, auf den beiden alten Sander's, vorzüglich haften.

„Regen Sie ab, wenn Sie wollen,“ sprach Lieb, ihm einen Schritt näher tretend, während Friedel ohne Theilnahme an dem Fremden an den Kamin gegangen war und die Köhlen aus einander schürte.

„Lassen Sie mich ruhen,“ antwortete der Fremde mit bebender Stimme — „ich brauche Ruhe.“

„Gut, setzen Sie sich,“ redete Lieb wieder — „so gut wie wir's haben — freilich blos Holzschemel, indefs — man kann auch darauf sitzen,“

Der Fremde nahm diese Einladung an, und pflanzte sich in die düsterste Ecke des Zimmers, lehnte den Oberkörper an die Wand und schien sich gänzlich der Ruhe hinzugeben, wobei er seinen Hut abnahm, um den Kopf bequemer in die Ecke anzulegen,

Lieb und Friedel setzten sich schweigend zu ihrem Abendessen, sie zeigten weder Reugier noch die Unhöflichkeit, dem Fremden durch Nöthigen ihr einfaches Mahl zu theilen, beschwerlich zu fallen — er hatte blos nach Ruhe geseufzt, und diese war nicht besser zu gewähren, als durch Schweigen; aber wenn sie auch den Willen und das Vollbringen hatten, so genirte sich Großvaters Spieluhr doch nicht im geringsten. Sie war pünktlich, und nachdem sie die achte Stunde ausgeschlagen hatte, nickten

die Apostel, Petri Sahn rechte die Flügel auf und nieder und das alte Möbel sang, wie vorher, das ehrwürdige Kirchenlied: „In allen meinen Thaten.“

Der Fremde schien mehr erschrocken als erfreut, er zeigte große Unruhe, welche er so viel als möglich verbarg, und als Großvaters Spieluhr schwieg, gab's auch bei ihm wieder Ruhe, und er blieb, ohne sich zu rühren, in der düstern Ecke sitzen.

„Friedel,“ fragte Lieb, nachdem sie abgespeist hatten — „was werden wir mit dem Manne machen?“

Diese Frage schien Friedel's Nachdenken außerordentlich anzugreifen. Er guckte wieder auf den Haufen Kartoffelschalen, die vor ihm auf dem irdenen Teller lagen und ihrer Vielzahl nach Beweis, seines ziemlich gesunden Appetites waren, und wiederholte: „Um . . . mit dem Manne . . . was wir machen werden?“

Der Fremde unterbrach den großen Gedankenprozeß, den Friedel so eben in seinem Kopfe einketten wollte; er näherte sich dem Tische und sagte mit einer traurigen, eintönigen Stimme: „Ich möchte hier bleiben, ich möchte immer bei Euch bleiben.“

Erstaunt sahen Lieb und Friedel ihn an, sie wußten nicht, was sie antworten sollten auf diese so schmerzlich vorgebrachte Bitte.

Lieb antwortete nach einigem Zaudern: „Bei uns? Um . . . es wird nicht gehen . . . gewiß, es wird nicht

gehen. 'S ist sonderbar, warum wollt Ihr gerade bei uns bleiben, bei Leuten, die . . . die selber arm sind?'

Friedel schien sehr gespannt auf die Entgegnung des Fremden, es war ein merkwürdiges Ereigniß für die beiden alten Sander's, daß Jemand sich ihnen als Gast anbot, da sie seit Jahren keinen Gast bei sich gesehen hatten, weil alle Welt die Ueberzeugung hat, daß bei armen Leuten Gast sein eine sehr üble Sache sei. Und der Fremde schien gar nicht so arm, daß er nicht im Wirthshaus hätte bezahlen können für's Nachtlager, und nun gar sein Wunsch, immer hier zu bleiben in dem kleinen Stübchen, wie gesagt, das war sehr auffallend, und Friedel, der eintönigste Mensch, den es geben konnte, schien außerordentlich davon angeregt, und um so mehr, als er in den paar Wechselreden zwischen dem Fremden und Lieb gar keinen richtigen Anknüpfungspunkt für die großen Ideen, die seinen des Denkens ungewohnten Kopf durchkreuzten, gefunden hatte.

Der Fremde schwieg auf Lieb's Antwort und sah Friedel an, als erwarte er von ihm eine Art Zustimmung.

Jetzt mußte Friedel sprechen, es war eine moralische Nothwendigkeit, wie er glaubte, und nachdem er in Lieb's Entgegnung eine Stütze fand, an der er seine Ideen, wie an einer Rolle laufend, sich entwickeln konnte, hob er, sich vorher mit der Rechten über Stirn und Wangen streichend, an: „Arm . . . ja, sehr wohl . . . bei armen Leuten

warum? sonderbar ist's . . . gehen wird es nicht . . . gewiß, gehen! . . .“ Jetzt machte Friedel eine ungewöhnliche Pause, ein Zeichen, daß ein großer Schlag nun geschehen werde; nachdem er Lieb wie zum Beistand anrufend angesehen hatte, füllten sich seine Wangen mit Luft, daß die tiefen Furchen der gelblichen Haut glatt und eben wurden, wie eine aufgeblasene, vertrocknete, runzlige Tabackspfeife, dann platzte er plötzlich los: „Wer seid Ihr denn?“

Der Fremde knüpfte an diese ihm vorgelegte Frage eine Auseinandersetzung, welche ganz geeignet war, für ihn einzunehmen; wenigstens bei den beiden alten Sander's war dies der Fall. Der Fremde erzählte ihnen, daß er dem Lehrstande angehöre und hier in der Umgegend eine Anstellung suche. Der einzige Freund, welchen er in dem Städtchen besitze und auf dessen Empfehlung er sich bei vorkommender Vacanz eines Postens verlassen könne, sei der Schulmeister Faber, dessen Verhältnisse wegen zahlreicher Familie und obendrein knappen Auskommens und zu beschränkter Wohnung ihm in voraus die Hoffnung, bei demselben wohnen zu können, zu Nichts mache, besonders da Faber ihm geschrieben, daß er eine junge Verwandte von Seiten seiner Frau zu sich nehmen müsse, welches Mädchen verwaist sei und einer väterlichen Fürsorge bedürfe.

„Und Ihr seht es ein, daß es für einen Schulamts-

Candidaten unmöglich ist, länger als eine Nacht im Wirthshause zu wohnen wegen der Geldkosten," fuhr der Fremde fort: „wo soll ich dann hin? eine Wohnung mieten auf ungewisse Aussicht, und schlägt die Aussicht fehl, mit der ich hergekommen, dann müßte ich den Mantel und was ich nur entbehren könnte, hingeben, um die Leute nicht zu betrügen und nichts schuldig zu bleiben. Der Arme muß sich dem Armen zugesellen. Und hier gefallt mir's, ich möchte nicht fort von hier gehen, ohne daß wir Freunde geworden sind.“

Wie verschieden auch die beiden alten Sander's im Aeußeren und ihren Manieren, in der Art und Weise, die Dinge aufzufassen und zu beurtheilen, von einander sein mochten, so waren sie doch in einer unverwundlichen Gutherzigkeit, die man bei Menschen, welche die ganze Bitterkeit des Schicksals erfahren, als eine seltene und darum noch mehr bewunderungswürdige Tugend hervorheben muß, vollkommen übereinstimmend. Friedel mit seiner langsamem Fassungskraft begriff, daß der Fremde ganz recht habe, wenn er die Ueberzeugung aufstelle, der Arme müsse sich zu den Armen gesellen, weil eben die Ähnlichkeit des Schicksals zwischen armen Leuten eine Gleichheitsstufe bildet. Noch mehr aber als diese Einsicht sprach für den Fremden die Erwähnung des Schulmeisters Faber als seines einzigen Freundes.

Die beiden alten Sander's hatten sich von allem Umgange mit den Leuten im Orte zurückgezogen seit langen Jahren, nur mit dem Schulmeister Faber hielten sie zusammen wie ehemals, als sie noch Knaben waren, und der jetzt alte Faber, der Spielgenosse Lieb's und Friedel's, im Sander'schen Hause tagtäglich ein- und ausging und alle Freuden der lustigen Knabenzeit mit ihnen theilte. Treu wie damals hatte die Freundschaft durch ein langes sechzigjähriges Leben unter ihnen bestanden, und wenn der Freitag-Abend kam, mochte es stürmen vom Himmel herunter, wie es wollte, da gingen die beiden alten Sander's in der Dunkelstunde zu ihrem bewährten Freunde in's Stübchen, und wenn die Thurmglöcke zehn schlug, wanderten sie pünktlich nach Hause zurück über den Markt, Friedel voran, Lieb ihm dicht auf dem Fuße folgend, unter allen Umständen mochte der Mond auch noch so hell scheinen, mit seiner brennenden Laterne versehen, welche Friedel vorantrug.

Es wäre nicht gut möglich gewesen, dem Fremden jetzt noch das Bleiben im Hause zu verwehren oder lange dagegen zu sprechen, einen Freund ihres Freundes konnten sie nicht von ihrer Schwelle zurückweisen. Lieb reichte ihm die Hand und sagte: „Nun, Ihr werdet nicht viel Rühmens von unserer Wohnung machen, wenn Ihr sie verläßt, Herr Felmer, denn das Stübchen hier ist eng und die Kammer nicht viel geräumiger, indeß Ihr sollt Euer

Willen haben und wir wollen zusammen wirthschaften, so gut es sich thun läßt."

Auch Friedel, bei dem der Wille seines Bruders wie ein Hausgesetz galt, das keiner Abänderung unterlag, gab dem Fremden die Hand und sagte in seiner wiederholenden Redeweise: „So gut es sich thun läßt, wollen wir zusammen wirthschaften."

Jetzt war der Fremde heimisch und sonderbar war's, er schien hier gar nicht so unbekannt zu sein, wie man es von einem Fremden wol erwarten konnte. Er hatte den Mantel und die Reisetasche abgelegt, die er unter demselben über die Schulter gehängt trug, und obwol sich Lieb und Friedel über den großen Bart, den er, wie es schien, als einzigen Reichthum besaß, nicht ganz zufrieden geben konnten, da sie allem Neumodischen durch ihre Einsamkeit entfremdet waren, so gestel ihnen doch ihr Gast gar nicht übel, da er, wie sich's herausstellte, sich bereits viel in der Welt umgesehen hatte und durch seine Erzählungen ein ganz anderes Leben in die Einförmigkeit der Lebensweise der beiden alten Sander's brachte, was ihnen gar wohl zu behagen schien.

Sie hatten so bis zum Schlage der zehnten Stunde zusammen gefessen, dann fing Großvaters Spieluhr wieder an zu singen und Lieb sagte zu Felmer: „Vielleicht wird Euch die Uhr stören im Schlafe, wenn sie ihr Lied zu jeder Stunde heruntersingt; aber Ihr müßt es schon er-

tragen lernen, und zu Liebe, denn wie wir beide hier vor Euch stehen, so haben wir sechs Jahre lang viel Entbehrungen getragen, um so viel zu ersparen, dies alte Möbel bezahlen zu können. Und wir haben es lieb wie unser Leben, guter Freund! es ist so zu sagen jung gewesen mit uns, unser Großvater hat es schon hoch in Ehren gehalten. Alte Leute lieben das Alte."

Friedel wiederholte den letzten Satz in seiner gewöhnlichen Manier; der Fremde schien zu fühlen, daß mit Großvaters Spieluhr ein wunder Fleck in den Herzen seiner Wirth'e berührt werden müsse, wenn er die Rede von derselben weiter ausdehne und sich in Fragen einlasse, die auf Lieb's Aeußerung von den Entbehrungen, die sie sich auferlegt, um das alte Möbel zurückzukaufen, Bezug hätten. Die Einrichtung des Schlafplatzes war bald getroffen; Lieb, der bisher mit Friedel in der Kammer geschlafen hatte, trat, obwol Friedel dagegen protestirte, dem Fremden seinen Platz daselbst ab und schlief in der Stube auf dem Sopha, das eigentlich nur einer besondern Schmuckerei diesen Ehrennamen verdankte, da es, wenn es auch die äußere Form eines Sophas besaß, doch hinsichtlich der Bequemlichkeit und des weichen Sitzes alle möglichen Mängel bot. Als Großvaters Spieluhr die elfte Stunde schlug und ihr Lied sang, lagen die beiden alten Sander's schon im tiefen Schlafe, der Fremde aber ruhte schlaflos auf seinem Lager, beide Hände auf's Gesicht gedrückt, und ein

Schauer schien ihn zu durchfrösteln; als wäre er sich großer Schuld bewußt im Hause des Mangels. Drinnen aber hielten die Elfen ihren Umzug, und es leuchtete wie von kleinen Kerzen-Flämmchen an den Wänden hin, wie sie zogen, so glänzend waren sie in der dunkeln Nacht, und dann reichten sie sich um den schlafenden Lieb dicht an der Spieluhr und einer von ihnen kispelte ihm in's Ohr: „Wir sind da... wir sind da... hab' nur Muth... alles wird gut... hab' nur Vertrauen... selbst Freudentage noch schauen.“ Dann summten sie ein Lied von so wunderlichen Tönen, als zög' ein Schwarm geschäftiger Bienen durch's Stübchen, und wallten so zurück in das sich wieder hinter ihnen geräuschlos schließende Gehäus der alten Spieluhr... auf Lieb's von bittern Erfahrungen und Alter eingefallenem furchenreichen Gesicht schwebte ein Lächeln, als erfreue sich sein Gesicht im bunten Reiche der Traumwelt.

Zwei Tage oder vielmehr zwei Abende später wanderten Lieb und Friedel wie gewöhnlich in der Dunkelstunde in's Städtchen hinein, denn es war der Freitag-Abend, wo sie pünktlich erschienen bei Faber, ihrem alten Freunde, der sie gewöhnlich erwartete und dann alles ihnen mittheilte, was sich im Laufe der Woche unter den Bewohnern des Ortes begeben hatte. Dies war der einzige Weg, durch welchen sie eigentlich mit ihren Zeit- oder Ortsgenossen in eine moralische Verblindung kamen.

Bei Faber's war es heimlich für die beiden alten Sander's wie im Vaterhause, es gab da kein Geräch, das sie nicht kannten und selbst die Spinne, welche der Schulmeister in einer Ecke des Zimmers als ein Musterbeispiel emsigen Fleißes für seine Kinder duldet und mit großer Vorliebe pflegt, war ihnen bekannt, und sie hatten im Laufe der Zeit dies kleine, lauende und fleißige Wesen so lieb gewonnen, daß sie im Sommerzeit nie erschienen, ohne ein Glas voll lebendiger Fliegen, welche der Schulmeister dann andern Tages wie einen Tribut der beiden alten Sander's pünktlich und gewissenhaft an die Spinne abführte. Die drei alten Männer gaben sich, wie sie waren, gegen ein-

ander, sie kannten gegenseitig ihre Schwächen, aber auch ihre Tugenden, und wenn Lieb je einen Tadel über Faber, den er nur bei seinem Vornamen Cyprian nannte, aussprechen mußte, so war es nur die sündliche Hitze des Jähzornes, der dem alten Schulmeister zuweilen den Kopf verdrehte, daß er sich im Eifer und Aerger zuletzt selber widersprach. Diese Besuche blieben jederzeit nüchtern, das heißt: Faber setzte seinen immerwährenden Gästen nichts, als ein Glas Wasser vor, bei dem sie ihre holländischen Pfeifen anrauchten. Er hatte ihnen nie mehr angeboten, sie nie zu Tische geladen oder gar zur Kindtaufe, obwohl er deren dreie ausgerichtet hatte, und dies Vermeiden geschah bloß aus der zartesten Rücksicht für seine beiden alten Freunde, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen und ihr Ehrgefühl nicht schmerzlich zu berühren.

Die Lebensverhältnisse eines Schulmeisters sind ohnehin nicht glänzend und die Sparsamkeit gehört mit zu den nothwendigen Tugenden, welche diese Leute haben müssen, um nur leben zu können. Deswegen war die Freundschaft der beiden Sander's zu ihm eine desto innigere, weil sie sich nicht durch äußere Verhältnisse gedrückt fühlten. Sie saßen an diesem Abend am Kamin, auf dessen Herd ein Spanfeuer flackerte, welches heute nicht nur wegen der ungewöhnlichen Kälte draußen, sondern auch um die Stube zu erleuchten, zur Winterzeit stets die ganze Familie in einen Kreis zu versammeln pflegte.

Da saß gewöhnlich Frau Magdalene, des Schulmeisters Frau, an der andern Seite des Kamins und trat das Spinnrad unablässig, und ihre zwei Töchter, Rieckchen und Gustel, beschäftigten sich mit Ausbessern der Wäsche, und der Sohn, Wilhelm, der jetzt schon Adjuvant war und seinem Vater im Lehramte beistand, las in der Regel die Zeitungen vor, die, wenn auch drei Tage bereits alt, doch für die bescheidenen Leute immer sehr interessant waren. Heute war es indeß anders. Frau Magdalene saß wol wie immer auf ihrem Platze den drei Männern gegenüber und spann; aber Rieckchen und Gustel fehlten und der Adjuvant war auch nicht da.

Lieb und Friedel sahen bestürzt einander an, sie wußten nicht, was das sein sollte. Noch nie hatte eins von der Familie gefehlt und heute auf einmal — das war auffallend und that den beiden alten Sander's weh, sie waren so sehr an diese fünf Personen gewöhnt, daß sie sich schon seltsam berührt fanden, wenn der Wilhelm zuweilen Abends aus ihrer Gesellschaft gegangen war, um irgendwo einen Besuch zu machen. Deshalb stockte heute auch die Unterhaltung, Lieb vergaß sogar zu rauchen und der alte Schulmeister schien auch so ernst gestimmt und sah immer in die Kaminflamme, als wollte er eine große Verlegenheit verbergen vor den beiden.

Frau Magdalene war wieder ganz das Gegentheil von ihrem Manne, sie war heiter und redete immer fort, was

sie sonst nie gethan hatte. Das war noch sonderbarer, und Lieb und Friedel wurden vollkommen bestürzt über die große Umänderung in der Familie, wo sie sonst so heimlich sich fühlten und heute wahrhaftig unheimlich ihnen zu Muthe war.

Und doch hatten sie den alten Faber zu lieb, um ihm das zu sagen, und so blieben sie in der gedrückten Stimmung. Der alte Schulmeister hob endlich an: „Nun, Ihr habt Großvaters Spieluhr wieder, wie Ihr mir erzählet, das freut mich — hab' die alte Uhr auch lieb gehabt von Kindesbeinen an und weiß recht gut, daß Großvater oft sagte: so lange die Uhr in meinem Hause ist, so lange wird auch Segen darin sein.“

„Nun,“ antwortete Lieb — „Großvater mag Recht haben, denn g'rade am nämlichen Abend, nämlich vorgestern, als wir sie wiederbekamen, kam auch, wenn Du das einen Segen nennen willst, der Herr Felmer in unser Haus. Und 's ist wunderbar, sehr wunderbar, früher wäre es keinem Menschen eingefallen, bei uns einzutreten. Ich glaube wahrhaftig, es ist ein Segen, denn der Felmer... gefällt uns... man gewöhnt sich, glaub' ich schnell an'n Menschen.“

Friedel fing wie gewöhnlich den letzten Satz auf und wiederholte: „An'n Menschen, glaub' ich, gewöhnt man sich schnell.“

„Das ist 'ne Freude für mich,“ sagte der Schulmeister

— „daß Euch der Felmer behagt. Ich wünsche nichts mehr als das, denn der Segen kommt dann nach, wie die Fruchtbarkeit nach warmem Regen. Ihr habt mir einen Dienst dadurch erwiesen, denn mit dem besten Willen hätte ich ihn nicht aufnehmen können, denn eine weitläufige Verwandte meiner Frau ist angekommen, ein junges Mädchen, das man nicht unter Fremden wohnen lassen kann, wie Ihr selber einseht.“

Lieb schien etwas darauf erwidern zu wollen, indes die Rede wurde ihm förmlich im Munde verstopft, denn die Thüre ging auf und die Kinder des Schulmeisters traten herein mit einem jungen Mädchen, welches, wie Frau Magdalene sagte, eben die Verwandte sei, von der Vater Faber jetzt gesprochen. Das Mädchen war g'rade so einfach gekleidet, wie die Faber'schen Töchter, und sah doch ganz anders aus, so daß Lieb unwillkürlich aufstand, als sie eingetreten war, um den freundlichen Gruß zu erwidern.

„Das ist der Herr Gottlieb Sander, mein bester Freund, von dem wir Dir gesagt haben,“ redete der alte Faber zu dem Mädchen, „und hier Herr Friedrich Sander, sein Bruder.“

Das Mädchen blieb stehen fast in Mitte des Zimmers, g'rade dem Kaminfeuer gegenüber, so daß die lichte Flamme ihren hellen Schein auf sie warf und ihr Antlitz beleuchtete, als wär's von einem Morgenrothschimmer überflossen.

Dann ging es auf Lieb zu und ergriff seine Hand. Ohne daß er es verhindern konnte, hatte sie sie geküßt, daß Lieb ganz bestürzt wurde von dieser Art Begrüßung eines ganz fremden Wesens. Aber noch mehr bestürzt wurde er, als er gar eine Thräne in ihren Wimpern hängen sah, die sie, wie sie gewahrte, daß er sie bemerkte, schnell mit den kleinen weißen Fingerringen zerdrückte.

„Die Jungfer,“ stotterte Lieb sehr befangen... „die Jungfer... ist sehr artig gegen einen alten Mann... hm, Friedel... das ist 'n hübsches Mädchen, ich glaube es wenigstens... 's ist sehr sonderbar.“

„Sehr sonderbar... 'n hübsches Mädchen ist es... glaube ich,“ wiederholte Friedel, dem sie nun auch die Hand reichte und recht freundlich ansah.

„Es ist 'ne Waise,“ sprach Frau Magdalena... „eine Waise, die weder Vater noch Mutter hat und nun sehen muß, wo sie Herzen findet, die sie lieben um ihrer selbst willen.“

„Das sollte nicht schwer sein, möchte ich sagen,“ entgegnete Lieb... „gar nicht so schwer, dünkt mir, denn die Jungfer ist so artig und hübsch, daß“... „der alte Lieb schweig. plötzlich, es war, als käme eine unangenehme Erinnerung, in sein Gedächtniß, die er im Augenblick nicht hinunter kämpfen konnte, er setzte sich auf seinen Stuhl und guckte in's Kaminsfeuer.“

Der alte Faber sagte zu allen: „Seht Euch!“ — und so saßen sie bald im Halbkreise vor dem Kamin, und nun wurde es lebhaft. Die jungen Leute waren rührig und wenn sie sonst ganz ruhig gesessen hätten an den Feterstagsabenden, wenn die alten Sander's zum regelmäßigen Besuch kamen, so wären sie heute ganz anders, wie ausgewechselt.

Der Schuladjuvant, bisher immer ernst wie sein Lehrer, lächelte heute und die andern hätten keine Augen haben müssen, wenn sie nicht gesehen hätten, wie es ihm darum zu thun war, der schönen Marie zu gefallen. „Die hat uns grade geküßt,“ sagte der Schulmeister zu Lieb und Friedel: „nicht wahr, sie gefällt Euch? Hu, was frage ich so dumm! ein so frisches, frohliches und gütziges Kind muß jeder Lieb haben, der ein gesundes Herz hat.“

Lieb hörte gar nicht darauf, er saß, die Pfeilenspitze im Munde, steif und fest in seinem Stuhle, die Augen nach dem Mädchen gerichtet und gleichsam ihr Gesicht studierend. Für einen alten Mann ist es in der Regel schwer, eine neue Bekanntschaft zu schließen und vorzüglich mit einem jungen Mädchen, der Contrast ist zu groß und der Alte weiß ja im Voraus, daß es nur eine kalte Höflichkeit oder vielleicht seines weißen Hauptes wegen eine Ehrfurcht ist, wie man sie vor einem Lehrer empfindet, den viele zu Heben vergessen, wenn sie ihn nicht mehr

sehen. Der Gedanke und die Ueberzeugung, daß die Jugend immer voll Hoffnung ist und ihre Ideen wesentlich fast in allem unterschieden sind von denen des der letzten Lebensstufe zueilenden Menschen, dem die Hoffnung nur auf ein ruhiges, schmerzloses Ende allein geblieben ist von allen seinen Erwartungen und Plänen, trennt in der Regel das Alter von der Jugend.

Lieb war sehr ärgerlich auf sich, sehr — der Schulmeister überraschte ihn mehrmals, wie er wohlgefällig nach dem Mädchen hinsah, und Lieb glaubte sich schämen zu müssen wegen dieser Ueberraschung.

Ganz gegen alle Gewohnheit schlug Frau Magdalene eine Pfänderspiel zum Zeitvertreib vor und der Schulmeister, der sonst des Abends die Ruhe so sehr liebte, stimmte wunderbarer Weise augenblicklich mit seiner Frau überein.

„Ich hoffe doch, Lieb und Friedel, daß Ihr jezt nicht den Kopf zurückziehen werdet,“ sagte Faber in einem Tone, der gar keine Wahl, sondern bloß Zustimmung übrig ließ.

Lieb sah Friedel befürzt an. „hm... Pfänderspiel... ich glaube... passet nicht für alte Leute,“ sagte er und Friedel wiederholte, „für alte Leute... paßt nicht... glaube ich... Pfänderspiel... hm!“

Aber das half alles nichts, der Schulmeister wurde hihig und pluderte gewaltig auf von Narrethei und Eigensinn, wenn man immer wie'n kranker Spaz sich von allem zurückhalten wolle, deswegen wäre dem Menschen die

Freude gegeben, daß man sich freuen solle, so lange man nur lebe, und heute wäre es sogar unhöflich von Lieb und Friedel, wenn sie sich weigern wollten, an einem Vergnügen ihrer alten und so viele Jahre lang bewährten Freunde Theil zu nehmen. Das würde aussehen, als geschähe es nur wegen Jungfer Marie nicht.

„Nein, bewahre Gott,“ betheuerte Lieb fast ängstlich — „aber Faber, bedenke doch selber, daß“...

Mit dem Schulmeister war nicht zu streiten, er duldete keinen Widerspruch, wenn er einmal seinen Kopf aufsetzte und so kam es ohne weiteres zum Pfänderspiel. Im voraus war es abzusehen, daß die beiden alten Sander's die mehresten Pfänder würden geben müssen, denn sie waren bei allem ängstlich, was nicht in den Gang ihrer alltäglichen Gewohnheit einschlug. Lieb war vollkommen bestürzt; wenn er schon vorhin ein ängstliches Gefühl nicht bergen konnte, als die Kinder des alten Faber's, abwesend waren, da dies gegen alle Gewohnheit lief, so hatte er jezt vollkommen den Kopf verloren, als er an dem großen viereckigen Familientisch der jungen und hübschen Marie gegenüber saß und diese ihn — das war wahrhaft auffällig und trieb dem alten Manne Schamröthe in's Gesicht; daß seine Wangen wie vom Trunk gedunkelt ansahen — immerfort und fast ausschließlich mit einer ganz besonders wehmüthigen Freude anlächelte, als hinge ihr Herz nur an ihm, dem Weißhaarigen, während doch neben

Ihr, der Wilhelm saß, ein rüstiger, schmucker, junger Mensch, dem das Gefallen an ihr mit den heitersten Blicken zu den Augen herausschaute. Und eben so sonderbar war es auch, daß trotz dem großen Aerger, den Lieb an sich selber nahm, weil er sich schämte vor dem alten Schulmeister und vor Frau Magdalene und noch tausendmal mehr vor dem jungen Volke, das so im Stillen lächelte, als wüßten sie recht gut, in welsch' einer Verlegenheit sich Lieb befände, der doch wie von einem unsichtbaren magnetischen Einfluß angezogen, die Augen nach dem hübschen, lieblichen Mädchen hinrichtete, während sein eigener Wille, ihren Anblick zu vermeiden, aller Anstrengung ohngeachtet, gar nichts vermochte.

Friedel war dagegen welsch' glücklicher. Seine philosophische Gleichgiltigkeit, die übrigens nur in der großen Unfähigkeit bestand, seinen Empfindungen den rechten Ausdruck zu geben oder vielmehr sie zur rechten Zeit auszusprechen, weswegen er auch jedesmal in der vorhergehenden Rede eines andern, so gut es ihm möglich war, einen Anhaltspunkt für sich suchte und nie oder doch sehr selten dazu kam, seinen eignen Ideen Luft zu schaffen, enthob ihn aller Verlegenheit, und wenn er viel Pfänder geben mußte, so geschah es blos deswegen, weil ihm überhaupt die Fähigkeit abging, eine längere Zeit an einer Idee festzuhalten und sie wörtlich zu verfolgen.

So hatten Lieb und Friedel aus verschiedenen Ursachen

entschiedenes Unglück in dem höchst einfachen Gärtner-Pfand-Spiel, und der alte Faber war boshaft genug, die Bemerkung zu machen, wer im Spiele Unglück habe, erlebe das Gegentheil in der Liebe. Das war zu arg. Lieb ärgerte sich im Stillen, daß ihm fast das Herz zerspringen wollte; der alte Mann hätte bald geweint, weil er bei sich selber überlegte: was muß das hübsche junge Mädchen, das Dich gar nicht kennt, von Dir denken, daß der Schulmeister solch' einen feivolen, gegen alle Gesetze der Moralität laufenden Scherz sich erlauben darf gegen Dich, als wenn Du noch solche Gedanken an Liebesleiden im Kopfe hättest? Aber gleichzeitig überlegte er auch, daß er schweigen müsse und an keine Entgegnung denken dürfe, denn sonst gewänn's erst recht das Aussehen, als habe der Schulmeister den Nagel auf den Kopf getroffen. In solcher Stimmung schloß Lieb einen Bock nach dem andern und wenn Frau Magdalene ihm nicht Pfänder zum Hingeben gesehen hätte, Lieb würde den Hock haben ausziehen müssen, worauf der alte Faber auch schon ganz maffitiös angespielt hatte. Alles lachte schon im voraus, wenn Lieb von der hübschen, jungen Marie im Spiele gefragt wurde oder ihn die Reihe traf, sie zu fragen, denn dann war's ganz gewiß, Lieb pudelte und seine Verlegenheit wurde so komisch, daß jeder, der ihn nur ansah, lachen mußte. Frau Magdalene machte endlich diesen sich stets erneuernden Neugsten Lieb's ein Ende, indem sie sagte:

„Wir haben genug Pfänder, hört auf, Kinder, — wir wollen sie lieber einlösen.“

Lieb warf einen sehr dankbaren Blick auf Frau Magdalene; aber kaum fünf Minuten später hatte er die größte Ursache, diese Dankbarkeit, die so recht aus Grund des Herzens bei ihm aufgestiegen war, zu bereuen; denn jetzt erst war er in die größte Noth gekommen, die es für ihn nur geben konnte. Als wenn sich die ganze Faber-Familie verschworen hätte, so hatten sie es darauf angelegt, daß immer die hübsche Marie den alten Lieb oder dieser sie küssen mußte. Einen ganzen Vorrath von Aufgaben, was das Pfand thun sollte, schienen die Faber's zu besitzen, und Lieb kam durch alle diese Prüfungen — denn so viel hatte Lieb in seinem Leben nie geküßt, obgleich sechzig und einige Jahre d'rüber eine schöne Zeit ist — in einen solchen Zustand von Bohn, daß er den Faber's zum Pöffen ganz unerhört ausgelassen wurde und Marien wie ein junger Springinsfeld herzte und küßte, als hätte er nur auf solch' eine Gelegenheit gelauert, einmal recht loszutollen.

Endlich schlug die Uhr voll.

„Wir wollen Feierabend machen,“ sagte der alte Schulmeister, der sich die Thränen aus den Augen wuschte, so sehr hatte er gelacht — „s ist eiff Uhr und Sander's haben noch 'n ziemlich Stück Wegs nach Hause.“

Das war die Vollendung, die an Lieb noch geschehen konnte. Eine ganze Glockenstunde über die seit Jahren bestimmte Zeit des Nachhausegehens. Und er hatte auch nicht das mindeste gemerkt — er war völlig niedergeschlagen von der Ueberzeugung, einen Sprung über alle seine Gewohnheiten gemacht zu haben. Ehe sie noch das Faber'sche Haus verlassen, sagte der alte Faber: „Wir werden mit der Marie Euch beiden Sander's besuchen, morgen oder nächstens — ich denke doch, Lieb, das wird Dir nicht unangenehm sein — he? Marie scheint Dir gar sehr gefallen zu haben.“

Lieb hätte jetzt dem alten böshafsten Faber gern eine recht derbe Antwort gegeben, denn diese Redensarten, als wenn er nur nach hübschen Mädchen sähe, waren doch zu toll, und Lieb fühlte sich so beleidigt von der ihm ange-dichteten Freivolität, daß er dem Schulmeister gewiß derbe den Text gelesen haben würde; aber da stand die hübsche Marie neben dem Faber wie ein guter, ihn beschützender Engel, sie sah den aufgebracht Lieb mit einer so freudig kindlichen Miene an und dabei so bittend, daß Lieb kein Wort des Mergers herausbrachte, wie er es im Sinne gehabt, vielmehr eben wieder, ohne daß er es wollte, ganz freundlich antwortete: „Die Jungfer Marie wird... gläube ich... überall gute Aufnahme finden... wo... nun ja wo sie auch nur hinkommen mag. Und bei uns... zwei alten Beuten... wenn's der Jungfer Marie gefällt... wir haben

nichts als Großvaters Spieluhr... mit der wir ihr Vergnügen machen können... aber das ist ganz gewiß, die soll alle vier Stückchen spielen... der Jungfer zu Ehren."

Nach diesen Worten rannte Lieb die Treppe hinunter, während Friedel es für eine schuldige Artigkeit betrachtete, der angstvollen Einladung, die sein Bruder so eben gemacht, einen gewissen Nachdruck zu geben, indem er, nach seiner Gewohnheit, die Einladung von hinten repetirte: „Der Jungfer zu Ehren... hm, soll Großvaters Spieluhr... alle vier Stückchen spielen... das ist ganz gewiß.“ Und nun trabte er die Treppe hinunter mit der Laterne; unten auf der Straße fand er Lieb, der den Rockträger über die Ohren aufgeschlagen hatte und in einem fort hinter Friedel herbrumnte. Der Nachtwind verschlang seinen Nerger, und wie sie nach Hause kamen, schlief der Herr Felmer, der über Kopfweh geklagt hatte und deshalb nicht mit zu Faber's gegangen war, schon ganz fest.

Friedel ging leise in die Kammer, um sein Bett zu suchen, Lieb aber streckte sich sehr mißvergnügt über sich selbst; denn es war in ihm ein arger Zwiespalt von Nerger und einer ihm fast ganz unbekanntem, wohlthueden Empfindung von Freude, die er sich durchaus nicht eingestehen wollte, auf sein altes, unter der Last des magern Martin's ächzendes Sopha aus. Wie er so im besten Nachdenken war über die Kata, die ihm heute Abend passirt

und an die schrecklichen Verlegenheiten, welche ihm die Faber's ordentlich absichtlich bereitet hatten, begann Großvaters Spieluhr die zwölfte Stunde zu schlagen und hinterdrein die Mennet zu spielen, als wollte sie Lieb verspotten. Das war wirklich ein Nerger für Lieb; aber die Ehrfurcht, welche er vor dem alten Möbel hegte, ließ seinen Zorn zu keinem andern Ausbruch kommen; als daß er in sich hinein gröllte: „Großvaters Spieluhr ist 'n wunderlich Ding.“

Lieb hatte sich felsenfeste Vorsätze gemacht, ehe er einschloß. Zu Faber's wollte er keinen Schritt mehr gehen, denn das Benehmen des alten Schulmeisters hatte ihm wie ehrenrührig geschienen, nicht vielleicht, daß auch nur ein Hauch von solchen frivolen Anspielungen auf seinem exemplarischen Lebenswandel hätten haften können, sondern aus Rücksicht gegen Marie. Was mußte sie von ihm denken? Und wenn Lieb aus diesem befürchtungsvollen Nachdenken, was Marie von ihm für eine merkwürdige Ansicht haben müsse, zu sich selber kam, hätte er sich selber auslachen mögen. Sah denn diese Befürchtung, diese Angst um sein Renommée in den Augen Mariens nicht grade aus, als wäre er in das hübsche Mädchen verliebt? Der Gedanke marterte ihn, weil er ihn unruhig machte. Er war so alt geworden und es war ihm nie ein Gedanke eingefallen, daß er mit grauem Haar noch durch ein weibliches Wesen in seiner Ruhe gestört werden könnte, und jetzt kam das so. Er konnte sich's nicht läugnen, daß Marie ihm ganz wunderbar gefallen hatte, wirklich so wunderbar, daß er gar nicht begriff, wie das so schnell zuge-

gangen war. Das war kein gewöhnliches Mädchen — wie stark sie gegen die Faber'schen ab! und Niemand hätte doch läugnen können, daß die Faber'schen recht gute, liebe, so gar recht hübsche Mädchen waren, wenigstens hielten die jungen Leute, im Orte, sie allgemein für ein Paar recht liebenswürdige Kinder, mit denen schon ein Gang durch's Leben sich thun ließe, wenn des Schulmeisters Vermögen nur in so vielen Thalern bestanden hätte, als er graue Haare auf dem Kopfe hatte; aber leider war dies ein leerer Wunsch. Marie aber war noch weit liebenswürdiger und schöner, als die Faber's Töchter, das konnte der alte Lieb nicht läugnen, wenn er es auch gewollt hätte; indes er hatte gar keinen solchen verneinenden Gedanken in sich. Der alte Mann fand sich gar nicht in sich selbst zurecht, er fühlte eine seltsame Zuneigung zu dem Mädchen, das er heute zum erstenmale im Leben gesehen. Das blonde Haar um das feine und doch so ausdrucksvolle Gesichtchen glück einem Heiligenscheine, wie die Maler ihn gewöhnlich um die Häupter der frommen Martyrer malen, einer Goldglorie, aus der heraus die lichtblauen Augen so traulich schauten, daß Lieb, trotz seines Alters und seiner wenigen Bekümmerniß um Welt und blaue Augen gar nicht anders gekonnt hatte, als in sie hineinzuschauen, wie wenn ein Magnet darin versteckt gewesen wäre, der mit Gewalt ihn anzog. Sie war so einfach gekleidet gewesen, wie die beiden Faber's, und doch sahen es Lieb, als veredle sie

diese einfache Kleidung durch ihre zarte, schlankte Gestalt, als wäre sie gar nicht dazu geschaffen, so einfach einherzugehen.

Als sich Lieb über solchen Betrachtungen überraschte, schalt er sich selber aus und machte sich schämliche Vorwürfe, daß er nur über ein Mädchen so nachdenken könne, er, ein alter Mann mit grauem Haupte und gebeugtem Rücken, es war ja zu toll, und wenn das offenbar geworden wäre, alle Leute im Städtchen hätten mit Fingern auf ihn weisen und ihn auslachen müssen. Unter solchem Aerger schloß Lieb endlich ein. Friedel fand ihn am andern Morgen gegen alle Gewohnheit noch schlafend und hatte Noth, ihn munter zu kriegen. Als endlich die drei Bewohner des Stübchens, denn der in Hoffnung auf sein Amt stehende Lehrer Felmer gehörte jetzt schon zu den beiden alten Sander's, als hätte er Jahre lang mit ihnen gelebt, beim dünnen Kaffee saßen, den Friedel als stummer waltender Schutzgeist des Hauses bereitete, war Lieb so wortlappig, daß er wie im Traume seinen dünnen Kaffee trank und immer vor sich hinblickte, als beschäftigte ihn ein großer Gedanke, der ihm Mühe und Sorge verursachte. Erst nach und nach kam er aus diesem Zustand von Träumerei heraus, und Friedel merkte es recht gut, daß ihn etwas Ungewöhnliches beschäftigte.

Als Felmer endlich die Frage aufwarf: „Nun, wie habt Ihr Euch denn gestern Abend bei Faber's gefallen?

thut mir leid, daß mich Euch nicht Gesellschaft leisten konnte, wegen meinem Kopfsch, die junge Verwandte von Faber's, die jetzt da ist, ist'n recht liebenswürdiges Mädchen, das gewiß jedem gefallen muß.“

„Ja, jetzt thaut Lieb auf, Felmer hatte keine Satte berührt, die schnellen Anklang bei ihm fand.

„Ein sehr hübsches Mädchen — gewiß, sie scheint auch alten Leuten sehr gut zu sein. Nicht so leicht hin, wie die Mädchen heut zu Tage, die nur immer nach Vergnügen jagen.“

„Ich dachte von den Faber's Mädchen könnte man das nicht sagen, so viel ich sie in den paar Tagen kennen gelernt habe,“ bemerkte Felmer — „recht häusliche Mädchen und auch nicht häßlich dabei.“

„Bewahre, bewahre,“ verbesserte Lieb seine Absprache über andere Mädchen — „ich meine nur, daß die Jungfer Marie, von der sprechen wir doch, auch alte Leute nicht übersteht, wie wir beide zum Beispiel sind.“

Felmer schien ein wohlgefälliges Lächeln zu verbergen, „Nun,“ sagte er, „die Marie wird sich sehr freuen, wenn ich ihnen sage, daß sie bei Euch einen Stein im Brete hat.“

„Ja,“ sagte Lieb, „er wurde verlegen und das Gespräch wurde abgebrochen; Felmer verstand es, Leute aus Verlegenheit zu ziehen, indem er den Gegenstand der Unterhaltung wechselte, ohne daß man sagen konnte, es ge-

sche mit Absicht. In dem einsamen Leben der beiden alten Sander's mußte ein Mann wie Felmer gleich einem Lichtstrahl sein, der Leben und Wärme erweckt; und es war demnach nur eine richtige Folge, daß ihnen das kurze Zusammenleben mit ihm — es waren erst drei Tage, daß er bei ihnen wohnte — schon wie eine Gewohnheit lieb geworden war. Felmer stand in den vierziger Jahren, also fern von jugendlicher Thorheit, aus seinen Reden ging hervor, daß er bedeutende Reisen gemacht, sogar in Amerika gewesen sei. Für Friedel war sein Umgang eben so unentbehrlich geworden in den wenigen Tagen seines Hierseins, als für Lieb. Friedel's größte Leidenschaft bestand im Zuhören, denn dies stimmte vollkommen mit seiner Unfähigkeit, selber ein Gespräch im Gang zu halten oder auch nur in Fluß zu bringen. Lieb, welchen trotzdem, daß ihn die jahrelange Zurückgezogenheit von der Welt zur zweiten Natur geworden, zuweilen eine heimliche Sehnsucht anwandelte, nicht ganz so auf den Umgang mit seinem Bruder beschränkt zu sein, fand diese durch den Zufall herbeigeführte Veränderung ordentlich wohlthätig, und Felmer, welcher sich bereitwillig anboten, für den Aufenthalt, den er hier bei ihnen genoß, täglich drei oder vier Bogen ihnen copiren zu helfen, und mit seiner schönen und außerordentlich schnellen Handschrift wie spielend mehr noch als diese Vogenzahl in kurzer Zeit lieferte, empfing von Lieb unzweifelhafte Beweise des

Wohlgefallens; die persönliche Gutherzigkeit der beiden alten Sander's mußte sich schnell für einen Mann äußern, der, wie er selber sagte, arm wie sie war und es seinen Kenntnissen, seiner Art nach sich zu benehmen, durchaus nicht verdiente, in solcher Dürftigkeit zu leben.

„Ich bin nur einmal in meinem Leben glücklich gewesen,“ hatte Felmer gesagt — „und dies Glück war meine größte Thorheit, die sich furchtbar an mir rächte und die ich recht schwer bereut habe und noch jetzt bereue. Was in meinen Kräften stand, sie gut zu machen, habe ich gethan, und das ist der einzige Trost, den ich mir geben kann.“

Die Miene, mit der Felmer dies sprach, war so traurig, so schwermüthig, daß Lieb es für eine Lieblosigkeit betrachtet haben würde, ihn um seine näheren Verhältnisse zu fragen; aber die Neugierigkeit zwischen ihrem beiderseitigen Schicksal machte ihm den Felmer noch lieber, auch Lieb hatte in seinem Leben einen recht traurigen Moment gehabt, an den er sich nur ungern erinnerte, denn wenn so eine Erinnerung über ihn kam, wurde er finster und menschenfeindlich. Friedel hustete dann allemal oder stieß ein kurzes „hm, hm“ aus, was gleichsam erschreckend auf Lieb einwirkte, daß er die bösen Gedanken mit Gewalt von sich abschleuderte. So also hatte Felmer das ganze Zutrauen Lieb's gewonnen, es gab eine gewisse Gleichheit

in beider Verhältnissen, die besonders dazu beitrug, beide schnell einander näher zu bringen.

Der Schulmeister Faber hatte darauf nicht vergessen, Marie zu den alten Sander's zum Besuch zu führen. Es war am Sonntage, als die ganze Faber'sche Familie angezogen kam, und Lieb hielt jetzt das Vorhandensein eines dritten, nämlich Felmer's, für eine wahre Wohlthat des Himmels. Felmer übernahm die Unterhaltung, die gewaltig in's Stocken gerathen wäre, wenn Lieb allein ohne Unterstützung, denn auf Friedel war ja gar nicht zu rechnen, dieselbe hätte in Schwung erhalten sollen, — das Kapitel von Großvaters Spieluhr war ja nicht uner schöpfl ich, wenn das alte Möbel seine vier Stückchen abgespielt hatte. Marie schien sehr feierlich gestimmt zu sein; Lieb gab genau Acht auf sie.

„Es ist recht schön von Ihnen, Jungfer Marie, daß Sie es nicht verschmähen, ein paar alte Leute zu besuchen,“ sagte er, „'s ist freilich sehr traurig, daß wir Ihnen kein größeres Vergnügen machen können, als g'rade mit Großvaters Spieluhr; aber lieber Gott, es läßt sich nicht erzwingen — wissen Sie vielleicht etwas, womit wir Ihnen Freude machen können, so sagen Sie es, Jungfer Marie, 's soll gewiß geschehen.“

Da sah ihn Marie mit den schönen, lichtblauen Augen so dankbar, so liebevoll an, daß es dem alten Manne durch's Herz ging wie eine große Blutwelle; er wäre nicht

im Stande gewesen, jezt ein Wort noch heraus zu bringen. Solch' einen Blick, der aus dem Herzen kam und zum Herzen drang, oder, um noch deutlicher zu reden, tief in's Herz hineinschoß, brachte den alten Lieb in solch' eine heftige Verwirrung, daß er es für ein besonderes Glück hielt, wie Frau Magdalene g'rade jezt vorschlug, da das Wetter recht schön sei und besonders lustig, einen kleinen Spaziergang auf der Wiese, hinter dem Hause, nach dem kleinen Hügel zu machen, den sie in der Stadt das Birkenbüschchen nannten, weil es eine uralte Birkenpflanzung war. Und so stimmten glücklicher Weise alle darin ein; man verließ das Haus, durch die Hinterthüre, der alte Faber schritt mit der langen Sonntagspfeife voran und hatte Friedel am Arme, mit dem er, da sie ein großes Stück Wegs vorausgingen, sehr dringend redete, wie die andern wohl sahen, aber gar nicht thaten, als wenn sie es sähen. Felmer ging mit Frau Magdalene und Lieb, die jungen Leute kamen hinterdrein und hatten sich das märkische Zeug zu erzählen, der Wilhelm Faber schien da ganz an seinem Plage zu sein, denn die Mädchen lachten manchnal hell auf, und der alte Lieb sah sich zuweilen um nach dem jungen Volke, als wär' es ihm gar nicht recht, daß Marie mit darunter sei.

Sie hatten das Birkenbüschchen erreicht und trieben sich nun unter den Bäumen herum — der alte Lieb schien sehr unruhig zu sein, er sah Marie nicht mehr und war

in seinem Innern bitterböse auf den Schuladjuvanten, der die Mädchen fortschleppte und ihnen allerhand tolles Zeug vormachte — Lieb hätte Marie so gern bei sich in der Nähe gehabt — wahrhaftig, sein Aerger auf den Adjuvanten sah fast wie Eifersucht aus, und er mußte sich recht im Ernst zurückhalten, um sein Mißvergnügen darüber nicht laut auszusprechen, er hätte sich dann eine Blöße gegeben, die der alte Faber gewiß nicht unbespöttelt hingehen gelassen haben würde. Ueberhaupt befand sich Lieb in einer seltsamen Situation, die ihn ganz besonders unruhig machte.

Der alte Faber hatte sich mit Friedel ganz und gar von der Gesellschaft abgesondert — was hatten sie denn so Heimliches zu sprechen, das Niemand hören durfte? Das war gegen alle Gewohnheit. Faber wußte doch, daß mit Friedel bisher nie etwas besprochen war, wovon Lieb als ältester Sander nicht schon vorher in Kenntniß gesetzt worden wäre, und demohingachtet hatte er jetzt auf einmal solch' eine wahrhaftig auffällige Geheimnißthuererei mit Friedel, deren Grund sich Lieb durchaus nicht erklären konnte, was ihn daher in große Unruhe setzte.

Endlich kamen die jungen Leute zurück, aber Marie war nicht dabei. „Nun wo habt Ihr denn Marie?“ fragte Frau Magdalene erstaunt.

„Sie wollte mit Vatern sprechen,“ sagte Nieschen — „sie ist uns aber nicht nachgekommen.“

Gleich d'rauf kamen der alte Faber und Friedel auch herbei; aber Marie war nicht bei ihnen. Lieb stand auf; er hätte es selbst nicht geglaubt, daß der Aerger über den alten Schulmeister ihm so sehr am Herzen fraß, daß er diesen kaum ansehen konnte.

„Ist denn die Marie nicht mit Euch gekommen?“ fragte Lieb leise seinen Bruder, der sich wie in schweren Gedanken etwas entfernt an eine Birke angelehnt hatte.

Friedel schien erschrocken von der Frage. „Deine Marie?“ antwortete er. Jetzt war alles heraus, alles. Ja, der alte Faber trieb die Spottsucht so weit, daß er den etwas leichtgläubigen und zuweilen ordentlich konfusem Friedel jedenfalls überredet hatte, daß Lieb in Marie geschossen sei und sie gewiß heirathen wolle.

O dieser alte Schulmeister war ein helles satyrischer Mensch; so hatte ihn Lieb, der fast vor Zorn hätte in die Luft springen mögen, noch gar nicht gekannt.

„Ja, Marie, Marie,“ sagte Lieb die Bühne vor Aerger zusammenschlagend — „wo ist sie denn?“

Friedel sah ihn mit stieren Augen an, als wenn er über etwas nicht ganz in's Klare hätte kommen können; dann antwortete er: „Wo sie ist? hm. Er hat sich den Schlüssel geholt. Ist bei uns zu Hause gegangen.“

„Hat, glaube ich, was vergessen.“

„Unsern Schlüssel?“ fragte Lieb erstaunt; Friedel nickte: „Einen Augenblick lang schien Lieb unschlüssig zu sein,

was er thun sollte, dann aber eilte er, ohne ein Wort zu sagen, zwischen den Bäumen den kleinen Hügel hinunter und lief nach seiner Wohnung. Er hatte vielleicht selber nicht einmal eine klare Ansicht, warum er so dem Hause zueilte; aber es trieb ihn unaufhaltsam fort, er dachte gar nicht daran, was die andern, die doch seine Abwesenheit bemerken mußten, davon halten würden; die Spöttereien des alten Faber waren ihm ganz aus dem Sinne verschwunden. So kam er nach Hause. Die Hinterthür war auf, also Friedel hatte Recht gehabt, Marie war zu Hause. Jetzt erst schien die Bestimmung bei dem alten Lieb zurückzukehren. Er war nun hier; aber weshalb eine Ursache sollte er dem Mädchen wol angeben, daß er ihr nachgeeeilt sei? — entweder machte er sich lächerlich oder — es sah aus, als ob er gegen das liebe Wesen so mißtrauisch sei und es nicht allein in seinen vier Pfählen lassen wolle. Alles war ruhig im Hause. — Lieb wußte nicht, sollte er nach der Stube gehen oder nicht. Er hörte auch nicht einen Laut in derselben und doch stand der Schlüssel. Das war ihm auffällig. Angst, daß dem Mädchen etwas zugestoßen sei, überkam ihn — er öffnete leise. Aber wie erschreckt er! Mitten im Stübchen kniete Marie, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt, ihr schönes, blondgelocktes Köpfchen nach vorn gebeugt, und wie der alte Lieb in dem altväterischen Spiegel sah, der ihm, also auch Marie gegenüber, an der Wand hing, ihre Hände

zum Gebet über der Brust gefaltet, daß das zarte Kinn mit dem kleinen Grübchen auf ihren Fingerspitzen ruhte. Lieb stand fast eine Minute lang so in der Thür, seinen Augen kaum traugend — Marie betete! — für wen? In dem Spiegel sah er, daß sie ganz in sich versunken dalagete — endlich hob ein tiefer Athemzug ihren Busen, als wenn sie großes Leid in sich trüge, dann blickte sie auf — sie mußte in den Spiegel sehen, sie konnte ja gar nicht anders den blonden Lockenkopf aufrichten. Ein Schrei der Ueberraschung entschlüpfte ihrem Munde — sie sah im Spiegel Lieb unter der Thüre.

„Um Gottes willen!“ rief Lieb, da er bemerkte, wie sie im Begriffe aufzuspringen, wieder nieder auf den Boden sank. Sie war erschrocken, sich überrascht zu sehen, das war allerdings wahr; indeß, so zart sie auch sein mochte, so war sie doch nicht so nervenschwach, daß sie darum wieder niedergesunken wäre, nein, ihr Fuß war beim schnellen Emporrücken auf den Saum ihres Kleides getreten und dieses zog sie nieder. Lieb hob sie auf, er hielt sie in seinen Armen, an seiner Brust, — sie lächelte ihn an mit feuchtem Auge, er sah, daß sie vorher geweint haben mußte.

„Oh noch Lieb von seiner Angst, seinem Erstaunen sich zu erholen im Stande war, sagte sie: „Ach, mir ist so wohl hier — ich glaube, das ist die glücklichste Stunde meines Lebens!“

„Wie so denn?“ fragte Lieb.

„Wie so?“ — sie schien sich zu besinnen, daß es für den alten Mann ein unauf lösbares Räthsel sein müsse, sie hier knieend gefunden zu haben und sie so sprechen zu hören — „das kann ich jetzt nicht sagen — nein, ich darf's nicht sagen, aber hier steht es“ — sie deutete auf's Herz — „o mein lieber, guter“ — — plötzlich brach sie ab, sie trat einen Schritt zurück und ihr Auge schaute auf die Thüre hin, die Lieb in der Angst offen gelassen hatte — der Schulmeister stand mitten in derselben; Lieb erschrad nicht wenig, — aber der alte Faber war so ernst, so feierlich gestimmt, daß er durchaus kein Wort wie Spöttelei aussprach, im Gegentheil, er ließ eine Pause folgen, die Lieb Zeit zur Erholung gab.

„Wir kamen in Angst um Euch,“ sagte der alte Faber dann gutmüthig — „kommt doch hinaus zu den andern. Wenn Dir es hier so wohlgefällt, Marie, nun, dann kannst Du ja alle Tage meine beiden alten Freunde besuchen — ich glaube nicht, daß sie Dich zurückweisen werden.“

„Darf ich denn?“ fragte Marie mit einer so fansten Stimme, die Lieb wahrhaftig ganz seltsam durchschauerte, mit einem Wonnegesühl, daß ihn, den alten Mann, der weder so wohlhabend noch von solch' angenehmem Neuern war, um ein junges, in aller Frische der Jugend blühendes Mädchen an sich locken zu können, doch dieses Mädchen so recht vom Herzen liebe.

„Fragen Sie nicht, Jungfer Marie,“ antwortete Lieb — „wenn es Ihnen in dieser Wohnung gefällt und ein paar alte Leute, wie wir sind, Ihnen auch gefallen, dann kommen Sie, wenn Sie wollen.“

„Das habe ich mir gedacht, daß Du dem Goldkind diese Bitte nicht abschlagen würdest, bist auch eine gute, redliche Seele, die wohl verdient, daß ein solcher lieber Engel Dir den Lebensabend heiter macht,“ sprach der alte Faber und reichte Lieb die Hand, dann legte er die Mariens in die Lieb's und redete weiter zu ihm: „Da liebe so recht von ganzem Herzen Deinen Engel, und wenn 'u mal 'ne böse Stunde kommt, wo Du glaubst, die Liebe wäre nur Possenspiel, von dem man ungestraft ablassen könnte, da jage die schlimmen Gedanken zum Henker und halte fest an dem Mädchen — hörst Du, alter Freund?“

Lieb verstand nichts von dem Sinne dieser Worte, es war auch gar keine Zeit zu fragen, wie sie gemeint wären; denn in diesem Moment schlug auch Großvaters Spieluhr die volle Stunde, die Apostel nickten, Petri Hahn hob die Flügel und dann spielte das alte Möbel das schon mehrere Male erwähnte Kirchenlied. Der Schulmeister begann mit tiefem Basse einzustimmen, und Marie sang im reinsten Sopran, der gleich dem Verchentriller zu den höchsten Tönen hinaufwirbelte, daß Lieb, ohne es zu wissen, auch seine Stimme erhob, wie von unsichtbarer

Macht dazu getrieben. Und mit einer wunderbaren Inbrunst sangen die Drei:

In allen meinen Thaten
 Laß ich den Höchsten raten,
 Der alles kann und hat;
 Er muß zu allen Dingen,
 Damit sie wohl gelingen,
 Selbst geben Rath und That.

Ehe sie noch an den Schluß des alten ehrwürdigen Liedes gelangt waren, erscholl von der offengebliebenen Thüre her ein Chorus von fünf Stimmen, daß man fast die Melodie, welche Großvaters Spieluhr herabsang, nicht mehr hörte. Frau Magdalene war mit Felmer und ihren Kindern zurückgekommen und wie sie die Drei singen hörten, stimmten sie mit ein aus vollem Herzen, daß es eine Freude war.

Lieb verstand sich selber nicht. Als der Besuch des Schulmeisters und seine Familie fort war, überließ er sich einem Nachdenken, das im Ganzen sehr unfruchtbar blieb. Er fühlte sich ganz verändert in seinem Innern, ja er kam sich als verwaist vor, da Marie fort war. Und noch mehr setzte ihn die Erinnerung in Erstaunen, daß der alte Faber durchaus nicht gespöttelt oder seine ironischen Bemerkungen darüber gemacht hatte, wie er Marie und ihn allein in dem Stübchen fand; sogar feierlich war der Schulmeister gewesen, daß es das Aussehen gewann, als wäre eine Zuneigung eines alten Mannes zu einem so jungen Mädchen nur in der Ordnung, als könnte es gar nicht anders sein, als daß die Alten die Jungen liebten und solch ein in die Augen springender Kontrast ein wahrer Himmels-Segen sei. Lieb war viel zu vernünftig, als daß er an mehr als eine kindliche Zuneigung Mariens zu seiner Person gedacht hätte; aber eben das machte ihn staunen. Was zog denn dies junge und schöne Wesen so an ihn, daß es von der Gesellschaft sich entfernt hatte, um hier in dem Stübchen zu beten? — das mußte gewiß ein ganz besonderer Drang in ihrem Herzen sein; der

sie dazu antrieb. Lieb blieb über alles das im Dunkel, mit dem besten Willen konnte er sich keine Aufklärung geben; aber er war in dem Bewußtsein glücklich, daß er doch so einer innigen Zuneigung werth sein müsse. Und dies Bewußtsein glich einer durch und durch wärmenden Sonne.

Lieb, immer so ernst, so wortkarg, der nur bei nothwendigen Fällen mit Friedel sich unterhielt, war jetzt so heiter, so gesprächig, daß Friedel ihn zuweilen mit einer ganz kuriosen Miene ansah, als wollte er sagen: „Sieh einmal, wie die Natur spielt, Du bist ja rein aus dem Häuschen.“

Eben durch diese Veränderung in Lieb's Gemüthsstimmung wurde es gar traulich in der Wohnung der beiden alten Sander's, was man so unter dem Ausdruck „heimlich“ in der Rede zu bezeichnen pflegt. Lieb pfiff jetzt zuweilen mit Großvaters Spieluhr um die Wette den alten Dessalter oder — und das geschah noch öfter — man hörte ihn das alte schöne Kirchenlied: „In allen meinen Thaten“ mit dem alten Instrumente von Großvaters Zeit her, singen. Das war ja eine Erinnerung an den Augenblick, wo er Marie hier im Stübchen knieend gefunden.

Marie kam jetzt alle Tage zu Besuch, sie war in wenig Stunden so heimisch in dem kleinen Jung- oder vielmehr Altgesellen-Quartiere, als hätte sie Jahre lang in demselben gelebt und gewirthschaftet. Freilich, es war nicht

groß, der weibliche Blick ist für das Häußliche besonders geschärft, ein Mann überseht das tausendmal, weil er seine Gedanken auf andere Dinge richten muß oder auch gar nicht daran gewöhnt ist, Dingen, welche nicht grade zu seinem Beruf passen oder seine Aufmerksamkeit anregen, einen schärferen Blick zu schenken.

Lieb wurde schon eine ganze Stunde vorher, wenn die Zeit nahte, wo Marie gewöhnlich am Nachmittage zu kommen pflegte, sehr unruhig, er konnte unmöglich seine Bogenzahl abschreiben — das war eine traurige, mechanische Beschäftigung, die durchaus nicht von Statten gehen wollte, wenn ihm das Herz vor Freude in der Brust hüpfte, Marie, diesen Engel, wie der alte Faber das liebliche Wesen richtig genannt hatte, bald zu sehen.

Aber es giebt kein ganz vollkommenes ungetriebenes Glück auf dieser Erde, das wurde dem alten Lieb bald klar. Marie war immer allein bisher gekommen, auf einmal kam der Schuladjutant mit als Begleiter — es gab eine kurze Ferienzeit in der Schule, die Decke des Schulzimmers in dem alten Schulgebäude hatte sich auffallender Weise gesenkt und man befürchtete einen plötzlichen Einsturz und somit auch eine plötzliche Vernichtung der heranwachsenden Generation, deshalb mußte gebaut werden, es ließ sich nicht anders thun, und dieser Umstand brachte dem aus drei Personen bestehenden Lehrpersonal eine ungewöhnliche Ferienzeit von vierzehn Tagen.

Der Wilhelm Faber also war nun der tägliche Begleiter Mariens, was dem alten Lieb, wenn er ihn an des Mädchens Seite kommen sah, jedesmal ein Gefühl verursachte, als ob ihm Jemand einen Eimer eiskaltes Wasser plötzlich über den Kopf göße. Ueber dies Gefühl von Aerger war Lieb im Stillen mit sich sehr unzufrieden, er machte sich selbst Vorwürfe, indem er sich sagte: „Es ist ja ganz natürlich, daß sich die Jugend zur Jugend gesellt; es kann ja gar nicht anders sein, und der Wilhelm ist ein junger, schmucker Mensch von 22 Jahren — er wird sie heirathen wollen, er ist auch ein guter Mensch, eine recht herzliche Seele; aber ich — —“ der alte Lieb schämte sich vor sich selber, sich zugestehen zu müssen, daß sein Aerger im Grunde nichts anderes sei, als eine Art Eifersucht, als wenn Niemand in der Welt das Recht hätte, Marie zu lieben oder von ihr geliebt zu werden. Und obgleich er sich alle Mühe gab, diesen Aerger zu verbergen, so wuchs doch die Abneigung gegen den Schuladjuvanten so, daß er ihm fast gram würde.

Aber das war nicht allein die Unannehmlichkeit, die ihm die Stunden, wo Marie bei ihnen zu Besuch war, verbitterte; mit dem größten Mißfallen fing Lieb an zu bemerken, daß zwischen Marie und dem Felmer, seinem Gaste, eine Art besonderer Vertraulichkeit herrschte. Felmer entfernte sich nie zu der Zeit, wo Marie kommen sollte, das mußte Lieb endlich auffallen, vorzüglich, da es

ihm nicht entging, daß sie dann immer unbemerkt einige Worte mit ihm wechselte.

Lieb's Leben war bis jetzt so ziemlich ruhig und einstudlerisch, fern von aller Leidenschaftlichkeit dahingeflossen, nämlich seit der Zeit, als er und sein Bruder verarmt waren; er hatte sich die Ruhe eines Philosophen in Bezug auf die irdischen Zustände, wie es schien, angeeignet, und nur die veralteten Zeitungsartikel, welche er wöchentlich bei Faber's zu Ohren bekam, erinnerten ihn daran, daß er in einer Welt voll Leidenschaften, Laster, Fanatismus und Gader lebe, welche traurigen Uebel ihn allerdings nicht mehr berührten, und — jetzt auf einmal mußte Lieb zu seiner größten Befremdung erfahren, daß er gar nicht so frei sei von den leidenschaftlichen Bewegungen des Menschenherzens. Dieser Felmer, den er so lieb gewonnen hatte, wurde ihm allmählig ein Gegenstand des Verdrusses. Und das alles wäre durch eine einzige Frage vielleicht geändert gewesen; aber Lieb schämte sich, Felmer zu fragen, was er mit der Marie so geheimnißvoll zuweilen zu verhandeln habe.

Ferner hätte ja am Ende denken können, der alte Mann sei eifersüchtig. Ueberhaupt hatte Lieb jetzt ganz unerwartet so manchen Anlaß zum Aerger oder vielmehr zu einer in seinem Herzen überhand nehmenden Unzufriedenheit. Selbst sein Bruder, der phlegmatische Friedel, war ganz aus der Art geschlagen. Ob er gleich noch g'rade so wortkarg und stumpel war wie früher, schien Friedel doch

ganz anders geworden zu sein; er lächelte fast allemal, wenn Lieb sich mit Marien unterhielt, das konnte diesem gar nicht entgehen — auf Friedel's wenig markirten und größtentheils ausdruckslosem Gesicht nahm sich dies Lächeln wie ein hervorblickender Spott aus, als dächte er bei sich: „Du alter Thor; ich weiß schon, Du bist in dies wunderliebliche Kind geschossen und es lacht Dich doch aus, das weiß ich schon im voraus.“ Mit Friedel mußte wirklich etwas ganz Außerordentliches vorgegangen sein, denn wie er sonst nie gethan hatte, that er jetzt, er ging aus, ohne Lieb nur ein Wort davon zu sagen, und ganz auffallend war es auch, daß er mit dem Felmer zuweilen geheimnißvoll zu sprechen hatte, und das Allerschlimmste und Lieb ganz verdächtig Vorkommende war das freundliche Lächeln, der sichtbare Ausdruck des Wohlbehagens, wenn Marie kam. Und mit dem alten Faber hatte der Friedel auch so viel Heimliches zu reden, daß Lieb sich wie verrathen und verkauft sah von allen, die ihn umgaben. Jeder schien ein Geheimniß vor ihm zu bewahren, und diese Bemerkung machte Lieb ängstlich, misstrauisch, seine Ruhe, die philosophische Gelassenheit, welche er seit dem einzigen, größten und zugleich traurigsten Ereignisse seines Lebens sich für immer angeeignet zu haben glaubte, verließ ihn, er war sehr leicht gereizt, und es war bereits schon vorgefallen, daß er sowohl mit Felmer als mit Friedel um ganz geringfügiger Kleinigkeiten willen in Wortwechsel ge-

rieth, das deutlichste Zeichen, wie aufgeregt der Gemüthszustand Lieb's war. Der alte Mann saß dann gewöhnlich, wenn Friedel und Felmer zur Nachtruhe in ihre Kammer gegangen waren, vor der alten Spieluhr und schaute sie an, als wollte er sie zur Zeugin seines Kummers machen. Ah in solchen Stunden, wo alles um ihn ruhig war und das einsame Kämpchen einzelne schwache Streifen Licht an die dunkeln Wände warf, hing Lieb seinen Ideen nach. Es war natürlich, daß in diesen geräuschlosen, ungestörten Stunden alles, was sein Leben vor Jahren so verdüstert hatte, an seiner Seele vorüberzog wie Nebelbilder, die da aufsteigen und wieder verschwinden, um andern ähnlichen Erscheinungen Platz zu machen. Diese Erinnerungen waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern, im Gegentheil warfen sie, öfter hervorgerufen, eine rechte, seinem Gemüth sich ganz mittheilende Bitterkeit in sein Herz. Eines Nachts saß er so allein auf dem harten Schemmel vor Großvaters Spieluhr, die Blicke starr auf das Bitterblatt gerichtet, über welches nur ein kärglicher Lichtschein hinstreifte. Die Arme über der Brust verschränkt, saß der alte Mann bewegungslos da. Vor seiner Seele spiegelten sich seine Jugendtage — sie lagen längst hinter ihn in einen Abgrund versunken, aus dem nichts zurückkehrt. Er sah sich und Friedel hier herumtollen, beide auf Stockenpferden, stolz und froh wie die Könige in ihrer kindlichen Unwissenheit, welche nur den Augenblick des Glückes, der Großvaters Spieluhr.

Fröhlichkeit genießt, unbekümmert um die Zukunft der nächsten Minute. Und da saß der ehrwürdige Großvater im wohlgepolsterten Sorgenstuhle, ganz altmodisch gekleidet mit der langen Pattenweste, dem großgeblumten Schlafrock und der blüthenweißen Zipfelmütze, unter der die silbergrauen Locken seines ehrwürdigen Greisenhauptes hervorquakten. Die lange, weißgypfene holländische Pfeife, mit einer rothen Quaste schmuck verzert, war ein unentbehrliches Acquisit des alten Herrn, der immer wohlgefällig lächelte, wenn seine beiden Enkel recht herumtrollten und mit ihren Steckenpferden Luftsprünge machten.

Damals schon waren Lieb und Friedel vaterlose Waisen, die aber gar nicht empfinden hatten, was es heißt, seinen Vater zu verlieren, denn sie hatten vollauf an Großvaters Liebe und an der ihrer braven Mutter. Diese schöne Kinderzeit war ein wirkliches Nebelbild für Lieb, denn es kostete ihm fast Anstrengung, die vorzüglichsten Eindrücke von damals in sich aufzurufen.

Unter diesen Eindrücken, unter denen angenehme und unangenehme waren, stach einer besonders hervor, das war die Erinnerung an Herrn Bückenburg, einen Handelsfreund der Sander'schen Firma. Vor diesem Bückenburg, damals noch einem ziemlich jungen Mann, hatten sonderbarer Weise Lieb und Friedel Furcht und Abneigung, als hätten ihre kindlichen Seelen die dunkle Ahnung, daß von ihm aus Unglück über ihr Vaterhaus kommen werde. Wenn er sie

Liebkosete, that er ihnen gewöhnlich weh, er kniff sie in die Wangen und sagte immer lächelnd: „Was diese Junge für gesunde Farbe haben.“

Aber wenn sie auch gegen Großvater und gegen die Mutter eine feindselige Stimmung gegen Herrn Bückenburg zeigten, so erhielten sie Verweise, sich solche Thorheit, gegen brave Leute eine Abneigung bei sich wurzeln zu lassen, nicht anzugewöhnen. So wurden sie groß, Lieb verließ, um sich im kaufmännischen Geschäft zu vervollkommen und einen richtigen Ueberblick, eine unentbehrliche Gewandtheit sich anzueignen, das Vaterhaus, kam in eine der größeren Handelsstädte des Nachbarlandes; Friedel, dessen geistige Fähigkeiten auf einer sehr geringen Stufe standen, blieb zu Hause — seine Emsigkeit paßte nicht in die große Welt und überhaupt nicht für ein Geschäft, das Energie verlangt, Friedel's angeborenes gutmüthiges Phlegma konnte nur in einem kleinen, sehr beschränkten Wirkungskreise nützen.

Während Lieb fern vom Vaterhause war und sich an den neuen Eindrücken ergötzte, welche die neue, ihm ungewohnte Umgebung in einer fremden Stadt ihm bot, hatte der Großvater auf Herrn Bückenburg's Rath einen herabgekommenen Kaufmann als Geschäftsführer angenommen. Dieser Mann war ihm von Bückenburg als ein sehr rechtlicher Mann geschildert worden, der nicht durch seine Schuld

fallt, sondern durch den Sturz mehrerer bedeutender Handlungshäuser im Auslande dahin gebracht worden sei. Herr Kuhnert, so hieß der Empfohlene, wußte so trefflich zu sprechen und eine so große Religiosität aus allen seinen Reden hervorleuchten zu lassen, daß Großvater Sander den Himmel pries, der ihm in seinen alten Tagen, wo er allmählig mehr und mehr unfähiger zu werden sich fühlte, den Geschäftsforgen vorzustehen, einen solchen Mann als Stütze in's Haus geführt habe. Ehe Lieb fähig war, an die Spitze der Handlung Sander zu treten, vergingen noch Jahre, und Großvater Sander suchte einen gewissen Stolz in dem Gedanken, daß Lieb dann durch seine erworbenen Kenntnisse der väterlichen Firma einen höheren Glanz durch ausgedehntere Verbindungen geben werde. Dieser schöne Gedanke, der mit dem Greise so zu sagen aufstand und zu Bette ging, durfte allerdings etwas hoffärtig genannt werden, indeß er war doch im Grunde fern von jenem Ackerstolz, den Geldmännern nur zu oft besitzen. Großvater Sander liebte seine Familie zu zärtlich und alle seine Ideen und Pläne waren auf ihr Wohl gerichtet.

Eine ganz besondere, herzlich-väterliche Zuneigung zu Lieb, in dem er den Stolz seines Namens sah, verleitete ihn auch zu der sich bei ihm feststellenden Ueberzeugung, daß dieser sein ältester Enkel — denn auf Friedel war keine solche Hoffnung zu setzen — dazu bestimmt sei, die Ehre der Familie nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern

auch noch zu erhöhen. Um ihm den Weg zu größerer Verbindungen im voraus anzubahnen, gab der schwache Greis den Spekulations-Plänen seines neuen Geschäftsführers nur zu williges Gehör — das Haus Sander war weit und breit in der Gegend als ein sehr wohlbestelltes bekannt, und — ehe noch die Zeit herankam, wo Lieb das väterliche Geschäft übernehmen sollte, konnte der Bankrott, der dem Hause Sander bevorstand, nur durch eine große Summe, welche Büdenburg vorstreckte, abgewendet werden. Aber dieser Schlag, der ihn am Ende seiner Tage so hart traf, vernichtete Großvaters Leben. Als er starb, stellte es sich heraus, daß die Firma Sander, welche große Beinwandsendungen an englische und amerikanische Häuser, welche fallirt hatten, gemacht, gänzlich zu Grunde gerichtet sei.

Lieb war arm, als er in das väterliche Haus zurückkehrte; Büdenburg, ein unbarmherziger Gläubiger, nahm alles, was da war, in Beschlag, um sich bezahlt zu machen. Später kursirte die Sage im Städtchen, die Sache sei nicht mit rechten Dingen zugegangen und den Geschäftsführer Kuhnert wollten einige in Hamburg gesehen haben, wo er jetzt ein großes Haus mache, als wenn er von jeher ein Matador gewesen wäre, dem's Geld nicht ausginge. Ja, man hatte sogar Verdacht, auf Büdenburg, den Niemand im Orte recht leiden konnte wegen seines gemeinen Geldes, man hatte den Kuhnert oft bei ihm ge-

sehen, und manche waren gar so dresft zu behaupten, die Sander's wären methodisch ruinirt worden. Indes alle diese heimlichen Gerüchte nuzten zu nichts, die Sander's waren arm geworden und von ihrer Wohlhabenheit blieb ihnen nichts übrig, als das Haus außerhalb des Städtchens, in welchem jetzt noch Lieb und Friedel wohnten. Ihre Mutter hatte es nebst einer kleinen Summe als Ersatz des Kapitals herausbekommen, welches sie bei ihrer Verheirathung mit dem Vater ihrer beiden Söhne mit in's Geschäft gebracht hatte. So war ihnen wenigstens ein eigenes Obdach gerettet. Die Annahme dieses Hauses mit einer verhältnißmäßig größeren Summe als es werth war, blieb ein Werk der Pietät, welche Lieb's und Friedel's Mutter für dasselbe hegte, hier hatte sie wenige Jahre nach ihrer Verheirathung mit ihrem Manne glücklich gelebt, der Tod hatte dies Glück zerstört und sie an die Herzen ihrer Kinder gewiesen. Und Großvaters Lieblingsaufenthalt war dies im Freien gelegene Haus gewesen, er war auch hier gestorben vor Kummer und Sorge, um seiner Familie Zukunft tief gebeugt. Grund genug, daß die Witwe Sander nach dem Besitz dieses Eigenthumes der Familie trachtete. Sie überlebte den harten Schlag nicht lange; aber sie hatte doch die Freude zu sehen, wie Lieb, welcher wieder ein kleines Geschäft mit dem geringen Kapital seiner Mutter begonnen, sich alle Mühe gab, um in die Höhe

zu kommen. Der Name Sander hatte einen zu guten Klang in der ganzen Gegend, als daß er seine Anstrengungen nicht hätte gesegnet sehen sollen. Seine strenge Rechtfertigkeit, sein eingezogener Lebenswandel und vielleicht auch das Unglück selber, welches seine väterliche Firma betroffen, gewannen ihm die Zuneigung aller; nur eins fehlte ihm, wodurch er sein Geschäft hätte schneller emporbringen können, ein größeres Kapital. Die Kriegerunruhen damals machten jeden, der etwas Geld besaß und unter andern Zeitumständen solches, um Zinsen zu erhalten, verließen haben würde, vorsichtig, und wenn auch die Gläubiger der Sander'schen Firma fast gar nichts verloren hatten, indem alles zu Geld gemacht worden war, um die Forderungen derselben zu decken; so hatten doch diejenigen, die vielleicht dem ehrlichen Lieb zum ferneren Emporkommen mit kleinen Kapittalen unter die Arme greifen konnten, einen zu großen Schreck bekommen, der nämlich die Firma, welche schon einmal zu Grunde gegangen, ihre Gelder anzuvertrauen, oder sie waren auch, wie reich Leute zu sein pflegen, zu ungerzig, um einem strebsamen, rechtslichen Manne aufzuhelfen mit ihrem Ueberfluß. So bestand die Firma Sander wol allerdings, allein es war mehr ein Detailhandel, als ein Großgeschäft. Indes Lieb fühlte sich trotz dem nicht unglücklich, er und sein Bruder Friedel lebten still und zurückgezogen mit einander in Großvaters Hause, und wenn sie zuweilen sich über etwas beküme

merken, so war es der Verlust von Großvaters alter und ihnen so lieb gewordener Spieluhr. Obwol man wußte, daß Herr Büdenburg dieselbe mit für seine Schuldforderung angenommen und zwar zu einem Preise, den kein Mensch für dieselbe gegeben hätte, obwol Lieb, dem die Gerüchte über Herrn Büdenburg zu Ohren gekommen waren, sich nicht scheute, selber zu ihm zu gehen und ihn zu bitten, dies alte Möbel ihnen für einen noch höheren Preis zurück zu geben, so blieb doch alles fruchtlos; Herr Büdenburg behauptete, die Spieluhr mit großem Verlust an einem Fremden verkauft zu haben, dessen Aufenthalt er gar nicht einmal wisse.

So blieb denn der Wunsch beider Brüder unerfüllt — Großvaters Spieluhr schien für sie verloren auf immer. Jahrelang hatte Lieb sein Geschäft betrieben und bereits zählte er über vierzig Jahre; als er auf Faber's Bureden — der Schulmeister hatte stets treu und unveränderlich fest an ihm gehalten — der Kurator einer Witwe wurde, die eine einzige Tochter und ein Kapital von viertausend Thalern besaß, und, durch eine schwere Krankheit zerrüttet am Körper, allmählig ihrer Auflösung entgegen ging. Die Verwandten dieser Witwe waren gestorben, Faber's ihre einzigen Freunde, denn Frau Faber hatte seit ihrer Geburt bis zu ihrer Verheirathung mit dem Schulmeister in dem Schönert'schen Hause mit ihren Eltern gewohnt, und

Emilie) so hieß die Tochter der Witwe Schönert, war nur um drei Jahre jünger als Frau Faber.

Unterhalb Jahre später starb Emilien's Mutter. Faber hatte oft darauf hingedeutet, daß sie für ihre Emilie keinen braveren Mann finden könne, als eben den Herrit Gottlieb Sander, der, wenn auch bereits ein Bierziger, doch ein kräftiger und sogar ein recht hübscher Mann sei. Die strenge Rechtlichkeit Lieb's, seine Anspruchslosigkeit, die bei jeder passenden Gelegenheit von Faber's an Emilie gethanen Bureden und gewisse Winke hatten zwischen Lieb und Emilie ein recht freundschaftliches Verhältniß hervorgerufen, er besaß Emilien's Hochachtung.

Dies Mädchen, einfach erzogen, war durch den Wittwenstand und vorzüglich durch die Krankheit ihrer Mutter fern gehalten von jenen Vergnügungen, die in jungen weiblichen Herzen die Sucht zu glänzen und im Strudel von Luftbarkeiten ihre Jugend zu genießen; besonders entgegen zu stehen. Eben so war es keinem Schmeichler gelungen, sich ihr zu nahen, ein Glück, welches Eltern und Erzieher sorgsam festzuhalten suchen sollten. Emilie war keine ausgezeichnete Schönheit, aber ein junges, hübsches Mädchen, welches nur durch die fehlende Gelegenheit an Gesellschaft vor Hochmuth und Eitelkeit bewahrt worden war. Als ihre Mutter auf dem Sterbebette lag und Lieb, Emilie, die beiden Faber's um dasselbe standen, da ergriß die ihrem baldigen Ende entgegensehende Frau Emilien's Hand

und sagte leise: „Mein Kind, ich würde ganz ruhig in die Heiter von diesem Leben scheiden, wenn ich Dich nicht allein lassen sollte.“

Emilie weinte, sie kniete wieder am Bett der Mutter. Nach einer Pause redete diese weiter: „Ich hätte wol einen Wunsch zu Deinem Glücke und zu meiner Beruhigung.“

„Welchen denn, meine gute Mutter?“ fragte Emilie kaum verständlich unter dem heftigen Thränen-Strömen, die ihren Augen entquollen.

„Ich will alles thun, was Du wünschest, meine gute Mutter, ich verspreche es Dir.“

„Du bist eine gehorsame Tochter stets gewesen,“ sprach die Sterbende mit heiterem Tone. „Ich mußte es wol haben, Du alles thun würdest, um Deiner Mutter letzte Stunde ruhig und froh zu machen.“ Sie ergriff nach diesen Worten Lieb's Hand und sagte auf Emilie blickend: „Das ist ein braver Mann, mein Kind, wenn Du ihm Deine Hand reichst zum Bunde, für immer, dann sterbe ich ruhig.“

„Ich habe keine Sorge mehr auf dieser Erde, nur einen Segenswunsch für meines Kindes Glück.“

Da schluchzte Emilie laut auf und ihre Hand ruhte in Lieb's Hand, der der Sterbenden zuschwor, ihr Kind zu lieben mit dem Herzen eines redlichen Gatten.

Ein Jahr später zog Emilie als Gattin Lieb's in das Sander'sche Haus ein, der Wunsch der sterbenden Mutter

schien in Erfüllung zu gehen. Wie ungleich auch beide Gatten an Jahren gegen einander waren, Emilie zählte erst zwanzig erlebte Sommer — so herrschte doch eine recht innige Liebe, eine harmlose Eintracht in dieser Ehe, welche nach zwei Jahren durch die Geburt eines gesunden Mädchens gesegnet wurde. Lieb war so glücklich, daß er zu Friedel sagte: „Jetzt erst will ich leben.“ Jetzt weiß ich, was das Leben ist!“

Und wie liebte der glückliche Vater sein Kind! Er ließ es sich nicht nehmen, an der Wiege des kleinen Engels, der den Namen der Mutter trug, zu wachen, jeder Laut des Kindes, erregte seine Besorgniß — stundenlang beobachtete er mit der größten Bärtlichkeit den sanften Schummer des Himmelsgefächtes, wie er in seiner Freude das Kind nannte. Gewiß, Lieb war sehr glücklich, der Himmel schien ihn auch noch sonst besonders begünstigen zu wollen, denn das Kapital, welches seine Frau ihm zu gebracht und von ihm in's Geschäft verwendet worden war, trug reichliche Zinsen, er konnte größere Verbindungen eingehen und die Handlung erweitern. Um das letztere zu können, nahm er einen Commis, einen jungen Mann, der als geübt im Comptoirfache ihm besonders empfohlen worden war.

Von dieser Stunde an, wo Herr Appelt in das stille glückliche Haus kam, änderte sich das Schicksal desselben, der Segen kehrte sich in Fluch um. Emilie fühlte eine

so gewältige Zuneigung zu dem jungen, hübschen Comiss ihres Mannes in sich erwachen, daß sie der ungestillten Leidenschaft, die sie vergebens zu bekämpfen suchte, fast erlag — eine tiefe Schwermuth ergriff sie, in der nur diejenigen Augenblicke, wo sie in seiner (Appelt's) Gegenwart sich befand, Lichtpunkte genannt werden konnten. Lieb ahnete nichts, seine arglose Seele war unfähig, nur an so etwas zu denken, er fühlte sich unglücklich, weil seine Gattin, es war, die er so herzlich liebte.

Wenn auch eine lange Zeit hin Appelt sich in den Schranken der Bescheidenheit gegen die Gattin seines Prinzipals gehalten hatte, so entging es dieser doch nicht, daß sie von dem hübschen, jungen Manne geliebt werde, und das Bewußtsein, ihre Leidenschaft im Stillen erwidert zu sehen, brächte sie ihm näher und — die Sünde bleibt nie auf halbem Wege stehen — bald fand ein inniges Einverständniß zwischen ihr und ihm statt. Lieb und Appelt — welche Gegensätze.

Appelt entwarf seinem Prinzipal ein glänzendes Projekt, alles Geld, was nur zusammenzubringen sei, einem, eine überseelische glänzende Handelspekulation leitenden hamburger Kaufmann anzuvertrauen. Emilie stimmte dem Projekt bei, und Lieb verstand sich bald dazu. Er nahm bedeutende Summen auf und entsendete Appelt nach Hamburg, um das Geschäft in seinem Interesse zu führen. Emilie äußerte den Wunsch, mit dem Kinde ein nahe

Bad zu besuchen — Lieb willigte mit Freuden ein, es galt ja der Erfüllung ihres Wunsches. Einiges Tages; es war ein paar Wochen später als Emilie in's Bad gereist war, empfing Lieb von Hamburg einen Brief — eröffnete ihn, las und — sank ohnmächtig zusammen. Emilie sagte ihm Lebewohl, sie beschwor ihn, ihr nicht zu fluchen, sie vielmehr zu beklagen; denn ihre verbrecherische Leidenschaft zu Appelt treibe sie mit diesem nach Amerika, wohin sie auch ihr Kind mitnehme, um ihm (Lieb) jede schmerzliche Erinnerung an sie zu ersparen.

Der Brief sprach Wahrheit — entsehlliche Wahrheit, der noch die schreckliche Ueberzeugung folgte, daß Appelt ein Doppelverbrechen begangen. Er war mit dem ganzen, nicht unbedeutenden Kapitale Lieb's flüchtig geworden, und die bisher so ehrenwerthe Firma „Sander“ gestürzt. Lieb verfiel in ein so gefährliches Nervenfieber, daß keine Hoffnung auf sein Leben mehr war.

In dieser Zeit der Noth hatte der Arme nur zwei Freunde, die ihn nicht verließen — Friedel und Faber, alle andern hatten sich von dem Verlorenen und Verarmten zurückgezogen. Faber rettete, so viel als möglich war, aus dem Bankerott, der eine nothwendige Folge seines Unglücks war. Um die Gläubiger zu befriedigen, mußte auch das Haus verkauft werden, welches das großväterliche Eigenthum der beiden Sander's war; aber Faber septe es durch, daß beiden Brüdern bis an ihr Lebens-

ende eine Auszugswohnung darin bewilligt wurde. Die Geisteskraft Lieb's war durch den Todesstreich, der sein Lebensglück vernichtet und die schwere Krankheit herbeigeführt hätte, so angegriffen, daß er erst nach Verlauf eines längeren Jahres seinen gänzlichen Ruin erfuhr und sein Unglück fassen konnte. Er hatte keine andere Klage dafür, als zuweilen den leisen schmerzvollen Ausruf: „Mein Kind! auch mein kleines hübsches Kind!“

Es konnte keinen bessern Unglücksgefährten geben, als Friedel. Sein natürliches Phlegma, seine Unfähigkeit und sein geringer Hang zur Mittheilung waren ganz geeignet, den armen Lieb nicht an das erlebte Unglück zu erinnern, obwol Friedel, der sein kleines Kapital, das Erbe, welches er von seiner verstorbenen Mutter erhalten, bei dem Fallissement Lieb's mit verloren, eben so wie, er gänzlich veraemt war. Ein schweigendes Uebereinkommen schien zwischen beiden Brüdern zu walten, es fiel kein Wort der Erinnerung an das schwer durchlebte Ereigniß. Wenn Friedel bemerkte, daß Lieb zuweilen in tiefem Sinnen mit zusammengesfalteten Händen da saß, hustete er, blies und Lieb schrak auf und suchte sich mit Gewalt zu fassen.

Von jener traurigen Epoche an waren beide Brüder vereinsamt; sie hatten nur einen Freund, Faber, den Schulmeister, welcher durch unablässige Mühe es bei dem Magistrat des Städtchens dahin gebracht hatte, daß Lieb und Friedel, deren Vorfahren selbst als Magistratspersonen viel

Gutes zum Wohle des Ortes gethan hatten in den Zeiten ihres Glückes, mit Copiren der Alten Protokolle und sonstigen magistratlichen Ausfertigungen beschäftigt wurden; Obwol dieser Verdienst gering war, so reichte er doch für die Lebensbedürfnisse der beiden Sander's aus. Die Zeit wirkte nach und nach so wohlthätig, daß über Lieb eine Art Ruhe kam, — der einzige Schmerz, der ihm zuweilen wurde, war durch den Anblick von Kindern, welche seinem kleinen, so zärtlich geliebten Emilien-Engel gleichen.

Diese traurigen Erinnerungen zogen an Lieb vorüber, wenn er in den einsamen Nachstunden Großvaters Spieluhr gegenüber saß; dies alte ehrwürdige Lieblingsmöbel hatte seine Jugendlust gesehen und sah nun des alten Mannes Kummer. Und wenn er sich recht hinein vertieft hatte in all' das schmerzlich Erlebte, dann schloß eine unsichtbare wohlthätige Hand die müden Augenlieder des so schwer Geprüften, ein tiefer Schlummer sank über ihn, und die guten heimischen Elfen von Großvaters Spieluhr hielten ihren Umzug in der traulichen schmelzigen Nachstunde. Dann flüsterte es wie leises Wehen trostreich in des Schlummernden Ohr: „Wir sind da . . . wir sind da . . . hab' nur Muth . . . alles wird gut . . . hab' nur Vertrauen . . . soñst Freudentage noch schauen!“

Und wie immer summten die kleinen Lichtgestalten, die wie Funken hinzogen durch den Raum des traulichen Stübchens, ihr Lied von wunderlichen Tönen, als erhöbe sich

ein Bienenschwarm, und wenn dann alles ruhig war und das Gehäuse sich geräuschlos wieder hinter ihnen geschlossen hatte, dann erklang das Spielwerk im Innern der alten Uhr und weckte Lieb mit der Melodie des ehrwürdigen Liedes: „In allen meinen Thaten.“ Und das Lied häuhte einen süßen Frieden in das Herz des schwer geprüften Mannes.

Und Lieb fand in denselben nächsten Tagen eine recht glückliche Stunde, Friede und Felmert waren ausgegangen und Marie Langganz allein ihre Begleitung. Gewiß Lieb war froh über diesen unheimlichen Zufall; er hatte das Mädchen so lieb, daß ihn schon der Gedanke glücklich machte, keine Stündchen mit ihr allein sein zu können; da er sich in Gegenwart Feltbel's und Felmert's bedrückt fühlte, seine gewisse Scham empfand, als fürchte er ihren Spott, wenn sie sahen, daß sich sein ganzes Herz freue in der Nähe des sanften, lieblichen Wesens. „Was biestlich Ihnen nur gleich an, was Ihnen Freude macht, Jungfer, Marie? Wie tief Lieb zu meiner faßlichen Nichtigkeit, aber dem Bestreben, Marie, so gut als nur in soiner Kräften, stehen seine heitere Unterhaltung zu verschaffen.“ „Nichts,“ antwortete Marie mit ihrer schönen, melodischen Stimme, „ich wissen gar nicht, welche große, unaussprechliche Freude es mit macht, bei Ihnen zu sein.“ „Bei einem alten Manne? mein Gott, Jungfer, das macht mich allerdings sehr glücklich; aber“

Großvaters Spieluhr.

Marie ließ ihn nicht ausreden, sie erfaßte seine Hand mit einer Leidenschaftlichkeit, welche den alten Lieb fast erschreckte, so daß er ganz darauf vergaß, ihr die Hand, welche sie schnell an ihre Lippen führte und mit recht inbrünstigen Küssen bedeckte, zu entziehen. „Kennen Sie mich nicht mehr Sie, — geben Sie mir das schöne trauliche Du,“ sagte sie bittend — „es ist so fremd, das Sie, so ein Ausdruck für ein gewisses Fernestehen und ich — ich möchte Ihnen so nahe sein, so ganz im Besitz Ihrer Liebe. — Sie wissen gar nicht, wie glücklich mich das machen wird.“

Das Lieb wurde ganz verwirrt, über das furchenreiche, gelbliche Gesicht flog ein dunkles Roth, er wollte antworten; aber er fand kein Wort dazu. In ihm hatte Erstaunen und Freude die Uebermacht über alle anderen Empfindungen, er dachte in diesem Moment vielleicht an gar nichts anderes als nur an das wunderbare Glück, von diesem schönen Mädchen so innig geliebt zu werden. Jetzt hätte die ganze Welt ihn verlachen können, er würd' stolz ausgerufen haben: „Di ihr Thoren, könnt ihr mir denn ein größeres Glück nachweisen, als dieses Engels Liebe?“

Aber Lieb war zu alt, um länger als auch nur im ersten Augenblick sich einem leidenschaftlichen Paroxysmus, einem Taumel hingeben zu können, er kam sehr bald zur Besinnung, daß es doch gar zu thöricht wäre, wenn er an eine andere Liebe Mariens zu seiner Person hätte glau-

ben wollen, als an eine unwillkürliche kindliche Zuneigung. Und zufälliger Weise fiel sein Blick auch in den kleinen Wandspiegel — ha! der Kontrast ihrer beiden Gestalten in demselben durchschauerte ihn wie ein heises Fieber — sie, die zarte, blühende Jugend mit allen Reizen der ersten Frische, und er die sichtbare Mahnung an das Grab. Das stürzte seinen Paroxysmus plötzlich herunter, er glied jetzt einem Menschen, der durch ein eiskaltes Bad aus dem seligen Taumel eines Champagnerausches in den nüchternsten Zustand der Welt versetzt wird. „Marie,“ sagte er weit ruhiger — „wenn es so sein soll zwischen uns — ich weiß zwar nicht, was ein so junges Mädchen zu einem alten Manne wie ich bin, ziehen kann — dann aber dünkte ich“ — — jetzt stockte er, das Wort schien gar nicht über seine Lippen zu wollen — „dann,“ fuhr er nach einer Pause der gewaltigsten Fassung fort — „dünkte ich, wäre es wol anständig, daß wir uns beide mit Du anredeten, wie ohngefähr ein . . . Vater und . . . seine Tochter . . . oder ein Onkel und seine Nichte thun würden.“

„Es mag vielleicht lächerlich klingen, wenn wir sagen, daß es diesem alten Manne keine kleine Anstrengung kostete, den richtigen Punkt seiner Stellung zu dem jungen Mädchen zu finden, sein schlichter Verstand wies ihm denselben an; aber eine Eitelkeit oder Thörichteit stemmte sich mit Riesengewalt dagegen, der Gedanke, von einem so schönen

Wesen um seiner selbst willen geliebt zu werden, war zu
 finnenfchmeichelnd und betäubte gleich dem Opium den
 ruhigen, klaren Blick des alten Mannes. —

„Ja ja, Du!“ rief Marie, fast außer sich, „Du
 meinst lieber, lieber! — Ihre Worte erstickten an dem
 Halse Lieb's, der sich von ihr umschlingen sah. In
 diesem Augenblicke war er glücklich und vielleicht
 auch stolz; denn jedes Glück giebt uns eine höhere Span-
 nungskraft, ein Bewußtsein, das uns nicht selten über unsern
 Werth täuscht und uns zu einer Selbstüberschätzung bringt.
 — Als beide ruhiger wurden, kam die Rede auf Ma-
 riens Jugend. Lieb hatte noch gar nicht darnach gefragt,
 erschürzte dadurch eine häßliche Neugierde zu verrathen
 und Marien vielleicht gar zu beleidigen. — Faber's hatten
 ihm auch nichts Näheres darüber gesagt, wahrhaftig es
 war keine Zeit dazu gewesen. Marie war so plötzlich in
 der Familie erschienen, daß Niemand lange fragen konnte,
 wer, wie und was? Der alte Faber hatte allerdings wol
 gesagt, daß sie eine Verwandte in's Haus nehmen woll-
 ten, ein junges Mädchen, welches eine mutterlose Waise
 sei, aber es war gar nichts weiter darüber gesprochen wor-
 den. — Die beiden alten Sander's hatten dabei kein wei-
 teres Interesse gefunden, um über diese neue Ankömmlingin
 sich im Voraus zu erkundigen. — Was für besondern An-
 theil sollten sie auch an einem jungen Mädchen nehmen?
 Die Jugend und das Alter sind zu scharfe Gegensätze,

die Interessen und Neigungen des erstern weichen zu sehr
 von denen des andern ab. — Marie erzählte von ihrer
 Kindheit, sie nannte nicht den Ort ihrer Geburt, sie be-
 zeichnete keinen Namen ihrer Verwandten, sie sprach bloß
 von ihrer Mutter, von der sie so sehr geliebt worden sei.
 „Wir lebten so still, so abgelegen auf dem Daldey!“
 sagte sie — „unser einziger Umgang bestand in der Ge-
 sellschaft eines würdigen Gesellen eines benachbarten
 Dorfes. Meine gute Mutter trug einen großen Schmerz
 in sich. Ich sah sie oft weinen und wenn ich sie um die
 Ursache fragte, weil mich ihre tiefe Trauer betrübte, dann
 legte sie die Hand auf meine Stirn und schaute mich mit
 erstickten, schweren Blicken an. Fast immer folgte ein Thrä-
 nenstrom diesem Blicke, und ich hörte sie leise sagen: „Ich
 habe an einem treuen Herzen gesündigt.“ — Dies waren
 die einzigen Worte, die ich auf meine Fragen erhielt. —
 damals war ich noch nicht zwölf Jahre alt. — Ich liebte
 nichts, als meine Mutter, deren Herz mir ganz gehörte,
 und die herrliche Natur um unsere stille, einsame Abhän-
 gung! — Glaube mir, es ist schwer, die Liebe einer Mutter
 zu schildern, — unterbrach mit sichtbarer Rührung Marie
 ihre Erzählung. — „die Mutterliebe ist heiliger und heu-
 tender, schöner und reiner als der Sonnenstrahl, — denn
 der weicht, wenn die Schatten der Nacht heraufziehen, —
 wir sehen die Nacht nicht, aber das Mutterauge scheut die Nacht nicht, es weicht
 nicht vor dem Dunkel. — wie oft erblickte ich meine Mut-

ter; wenn ich zuweilen des Nachts aufwachte, an meinem Bette knien und meinen Schlummer bewachen, „Glaubst Du nicht, daß eine so zärtliche Mutterliebe alle früheren Fehltritte eines Weibes tilgen kann?“

Lieb war außerordentlich berührt von dieser Frage, sie traf sein Innerstes; aber wenn auch seine Meinung mit der Mariens nicht ganz übereinstimmte, so hätte er es doch nicht über's Herz gebracht, diesem Ausdruck einer so heiligen Regung in Mariens Seele eine Verneinung entgegen zu setzen, eine solche Fürsprecherin für eine reuevolle Magdalena durch ein hartes, absprechendes Urtheil zu betrüben.

„Ja,“ antwortete er mit gedrückter Stimme. Ein Blick des Dankes flog aus Mariens schönen Augen auf ihn, er fühlte einen Druck ihrer Hand, dann fuhr sie fort: „Damals hatte ich noch keinen Begriff von dem schwerlastenden Geheimniß eines Verbrechens, erst als ich das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und meine gute Mutter, welche immer leidend war, ihre Auflösungsstufen fühlte, wurde ich in das Geheimniß, welches ihre Ruhe, ihren Frieden und ihr Leben untergraben hatte, eingeweiht. An ihr Sterbebette trat ein Mann, der fern von uns in einer großen Stadt lebte, den ich in früheren Jahren gesehen zu haben mich dunkel erinnerte, er war auf einen dringenden Brief meiner Mutter zu uns gekommen.“

Marie, verhüllte eine Welle lang ihr Gesicht, die Er-

initerülig an Jede Zeit schien sie heftig zu erschüttern. Nachdem sie einige Fassung errungen, fuhr sie fort in ihrer Erzählung: „Es war ein trauriger Tag, als die Mutter Abschied vom Leben nahm. Ich kniete an ihrem Sterbebette, mein Gesicht auf ihre abgekehrte Hand gedrückt, die von meinen Thränen benetzt wurde — der Mann stand zur andern Seite des Lagers — es war so still um uns, daß man den Herzensschlag hören konnte. „Mein Kind,“ sagte meine sterbende Mutter zu mir, indem sie mit schwächer, letzter Kraft sich aufrichtete. — „Du bist jung, unsere Einsamkeit hat Dein Herz frei gelassen und behütet vor allem Bösen; aber Du wirst in's Leben hinaustreten und Deine Unerfahrenheit kann nur zu leicht die Beute einer verderblichen Leidenschaft werden. Höre mich, mein Kind, es ist das letzte Wort derer, die Dich so herzlich liebte, die, indem sie Dich liebte, ein schweres Verbrechen, welches sie belastet, mindern wollte. Ich war jung und unerfahren, fremd den Vergnügungen der großen Welt, wie deren Leidenschaften, ich wurde die Gattin eines braven Mannes, ich glaubte glücklich zu sein und war es auch, weil keine Versuchung sich mir noch genahet hatte. Du wurdest uns vom Himmel geschenkt, Dein Vater liebte Dich mehr als sein Leben, er beschämte meine Mutterliebe. Noch immer war ich glücklich, aber die Versuchung nahete.“

Ihr Blick fiel auf den Mann, der an der andern Seite ihres Bettes stand, die Rechte krampfhaft an die Stirn

gedrückt. „Wir waren verlobet,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Wir haben schweres Unrecht gethan, Gott möge es uns verzeihen!“ Der Mann sank zerknirscht neben ihrem Bette nieder; ich sah ihn weinen. „es folgte eine lange Pause, dann wendete sich meine Mutter zu mir. „Ich verließ treulos Deinen Vater,“ ich brach sein Herz,“ sagte sie. „mit diesem Manne floh ich, und entriß Dich ihm grausam, ich zertrümmerte all sein Glück, seinen Frieden, ich ließ ihm nichts, was er liebte, und war damit einverstanden, daß dieser Mann ihn sogar seines Vermögens beraubte.“

Marie hatte diese Worte ausgesprochen, als Lieb einen halberstüakten Schrei ausstieß und zurück an die Wand sank. Marie hielt seine krampfhaft geklopfene Hand fest, sie knietete vor ihm und schaute in sein bleich gewordenes Antlitz.

Es dauerte lange, ehe Lieb sich erhobte, seine Brust wogte von tiefen Athemzügen und an seinen grauen Wimpern hingen schwere Tropfen. „Armes Kind!“ sagte er mit fast gebrochener Stimme und seine Hand sank wie segnend auf ihr Haupt.

Es folgte eine lange Pause. Mariens Gesicht ruhte auf seinen Knien — wie durch schweigende Uebereinkunft herrschte vor nun an tiefes Schweiz-

gen zwischen ihnen, sie bedurften beide der Fassung. Sie waren zu sehr erschüttert, um sich zu bewegen. In langsam erhob sich Lieb von seinem Schemmel und trat an's Fenster. Marie stand gleichfalls auf, sie blieb stumm stehen; dann verließ sie, ohne von Lieb bemerkt zu werden, mit leisen, geräuschlosen Schritten das Stübchen. Erst lange nachher gewahrte Lieb ihre Entfernung und er dankte ihr dies Zartgefühl im tiefsten Herzen, die Einsamkeit um ihn schien ihm geeigneter, die so unvermuthet hervorgerufene Erinnerung an sein eigenes trauriges Geschick zu ertragen, dieses Sichselbstüberlassenheit erleichterte ihm den wachgewordenen Schmerz. „Welche Uehnlichkeit in unserem Schicksal! welche geheime Verbindung in den Folgen eines gleichen Verbrechens!“ sagte er vor sich hin, mit langsamem Schritten den Raum des kleinen Stübchens durchmessend — „o mein Gott, das arme Kind!“

Je mehr er über das ihn so sehr Erschütternde nachsann, desto mehr wurde er der Ansicht, daß Marie das traurige Ereigniß seines Lebens von den Fabers erfahren haben könne und eben dadurch sich zu ihm gezogen fühle. „Ach,“ sagte er zu sich — „es ist eine Wahrheit, das Unglück verbindet die Betroffenen und macht die in uns schlummernden Sympathien reger.“ Aber selbstiani war es, es dünkte ihm, als ob er jetzt ein Recht auf Marie habe, als ob sie ihm jetzt noch näher stände, wie

früher. Das war ein wahrhaft wohlthätiges Gefühl, eine Freude, die den alten Mann ganz glücklich machte. Das Stübchen schien ihm zu enge, zu beschränkt auf einmal zu werden, er verließ es, die Luft draußen war so schön, der späte Herbst, der die gelben Blätter überall hinstreute, ließ seine Sonne so warm auf die mattgrünen Fluren fallen, das Birkenbüschchen auf dem kleinen, nahen Hügel glänzte in wunderbaren Lichtern wie im Frühsommer und über die friedliche, stille Gegend wölbte sich ein reiner, tiefblauer Himmel. Er schlenderte nach dem Birkenbüschchen, es war ihm so wohl in der Brust, als hätte sich für ihn ein großes Glück ereignet, er konnte sich selber keine Rechenschaft darüber geben. In diesem heitern Gemüthszustande betrachte das lichte grüne Wäldchen. Gewiß seit vielen Jahren konnte er sich keines Tages erinnern, wo er mit solcher rührenden Fröhlichkeit wie jetzt zwischen den weißen Stämmen durchwandelt wäre. Lächelnd über sich selber erinnerte er sich seiner Mißstimmung gegen Friedel und Felmer. In diesem Moment zürnte er mit sich selber, daß es ihm nur je einfallen konnte, ärgerlich auf beide zu sein. Sie sind doch lange nicht so glücklich, wie ich, wenn sie auch Geheimnisse vor mir haben, sagte er. —, warum soll ich ihnen nicht das Vergnügen gönnen, Geheimnisse zu haben, die ich doch später erfahren werde, denn Friedel ist ja mein Bruder, der's treu mit mir gemeint hat.

meiner größten Noth; und Felmer ist gewiß auch ein guter Mensch. So war alles in ihm ruhig geworden und er beschäftigte sich nur mit dem Gedanken an Marie. Es schmerzte ihn, daß er so warm sei, um dies sanfte, liebliche und ihm durch Aehnlichkeit im Schicksal näher getretene Wesen nicht vor jeder Sorge der Zukunft schützen zu können, und es war ein Kummer für ihn, daß er schon so hoch in den Jahren vorgerückt sei, um jeden Gedanken an irgend eine noch innigere Verbindung mit Marie als vernunftwidrig und lächerlich aufgeben zu müssen. Obgleich er diese Ueberzeugung fest in sich aufstellte, so empfand er doch bei der Erinnerung, daß Marie ein junges Mädchen sei, das seine Zukunft gleich der schwachen Eheurtheil an einen stützenden und schützenden Stamm anschniegen werde, eine Art Schmerz — dies Gefühl war sonderbar, und obgleich er sich zum Herrn desselben machen wollte, so gelang es ihm doch nicht, immer blieb der ihn gleichsam verwundende Gedanke, dann von Marie nicht mehr beachtet, nicht mehr geliebt zu werden, und die Liebe dieses Mädchens war für ihn schon ein Bedürfnis geworden in der kurzen Zeit, als er sie kannte. Während er in diesen Gedanken den kleinen, sanft anstrebenden Hügel hinaufflieg, hörte er plötzlich sprechen, ohne jedoch die Worte des Redenden verstehen zu können; er wurde aufmerksam, die Stimme war ihm nicht fremd.

Wenn es auch nicht auffallend war, hier oben sprechen zu hören, — weil eben dieses Birkenbüschchen als Spaziergang für die Bewohner des Städtchens diente und einige recht hübsche Anlagen hatte, so fand sich Lieb doch überrascht, jetzt eine ihm ganz bekannte Stimme zu vernehmen. Er blieb stehen und wollte umkehren, weil er sich nicht in der Stimmung fühlte, in Unterhaltung sich einzulassen, sein eignes Selbst war ihm jetzt genug, eine Störung wäre ihm unangenehm gewesen.

Im Begriff umzukehren, flog seine Ueberraschung auf's Höchste, als er den oben Sprechenden, jetzt plötzlich an der Stimme erkannte, es war Felmer. — kein anderer.

Er hörte ihn sagen: „Meine Liebe, meine Leidenschaft ist strafbar, aber es giebt für Alles eine Veröhnung, einen Frieden!“

Diese Worte erregten natürlich die Aufmerksamkeit Lieb's ungemein. Mit wem sprach denn Felmer von Liebe, von Leidenschaft und noch dazu von strafbarer Leidenschaft? Lieb's Herz zog sich krampfhaft zusammen bei der Erinnerung, daß Felmer mit Marie öfter schon vertraulich gesprochen habe, als Lieb für schicklich gehalten. Und fast in selbem Moment, da alles ganz still um ihn war, hörte er auch eine zweite Stimme sprechen. Er verstand die Worte nicht, aber der Ton dieser Stimme drang ihm in's Herz, diesen Ton hätte er unter Tausenden erkannt, es war Marie, Niemand anders hätte es sein können. Jetzt

trieb es ihn unwillkürlich den Hügel hinauf, aber er ging so geräuschlos als möglich, wie ohngefähr der Jäger auf der Fahrt des Wildes, das er im Lager überraschen will, oder wie der Verbrecher auf dem Wege der bösen That. Er hielt den Athem an, während er sorgsam für seine Schritte die weichen Grasstellen ausuchte, um ungehört näher zu kommen. So glauben wir, wandelt ein Mensch zu einem üblen Vorhaben, seiner selbst nicht mächtig, gleichsam instinktvoll, getrieben von einer unsichtbaren dämonischen Macht, die ihn und seine Sinne, sein Gewissen gänzlich beherrscht. Je näher Lieb kam, desto deutlicher vernahm er, daß die oben Befindlichen mit einander sprachen, obwol dies nicht so laut geschah, daß ihre Redem ihm verständlich gewesen wären.

Plötzlich hörte er nichts mehr, und war doch fast oben. Er zitterte bei dem Gedanken, daß sie sich entfernt haben könnten. Die Koppe des Hügel's war mit Gesträuch umpflanzt, das einen ziemlich großen freien Raum umzäunte, in dessen Mitte eine schlanke Birke stand, von einer Munde haubt umgeben. Lieb bog so leise als möglich einige Zweige des Sträuchwerks zurück, er stand erstaunt vor dem was er sah. Marie saß auf der Bank an der Birke, mit ihr ludete Felmer sein Gesicht auf, in der seinen ruhende Hand gedrückt. Lieb ließ die Zweige wieder nieder, so geräuschlos wie früher, ein eiskalter Strom schien sein Herz zu erstarren. Er verließ den Platz.

Der alte Mann fühlte sich niedergedrückt, als hätte er einen Verlust erlitten, dessen Größe ihn betäubte. Abgespannt kam er nach Hause. Friedel und der alte Faber waren unter der Zeit dafelbst angekommen.

„Lieber,“ sagte der Schulmeister — „Du weißt, ich habe nie etwas gethan, wa ich Dich nicht gefragt hätte, ob Du es für gut hältst. Mein Junge, der Wilhelm, ist in die Marie verliebt und hat mir erklärt, daß auch das Mädchen ihm gewogen sei; nun, lieber, wenn ich auch der Vater bin, so bleib's doch wahr, der Wilhelm ist ein hübscher, junger Bursch, zu dem die Marie ganz gut paßt und herzensgut ist er auch und hat was Rechtschaffen's auf dem Seminar gelernt, das muß ihm der Neid lassen — ich meine, er kann mit der Zeit, wenn ich einmal hier ausspanne, noch eine bessere Stelle bekommen, als die meinige, und glücklich wird er mit der Marie gewiß — was meinst Du dazu?“

Lieber hatte ihn scheinbar ruhig angehört, dann schlug ein Lächeln über sein furchenreiches Gesicht und dies Lächeln wurde immer stärker, es wuchs wie ein Orkan zu einem wüthenden Gelächter an, welches krampfhaft Lieber's ernstes Gesicht zu einer Ortmasse verzerrte.

„Nein! nein!“ schrie er — „Gib sie ihm nicht, es ist alles Betrug, nichts als Betrug, Heuchelei!“

Der Schulmeister war erstaunt, so daß ihm im ersten Moment die Worte fehlten.

„Was ist denn das, Lieber?“ fragte er — „ich hätte darauf schwören wollen, daß Du das Mädchen lieb hättest und nun“ —

Lieber ließ ihn nicht ausreden.

„Bin ich ein Narr, daß Du mir solch eine Thorheit zutrauen kannst!“ rief er, „ich habe Erfahrungen gemacht — ja, ja, Du weißt ja, wie . . . nun, was geht's denn mich an? ich habe keinen Sohn . . . thue doch, was Du willst . . . gib ihm dieses oder jenes Mädchen . . . es wird sich immer gleich bleiben . . . der Betrug und die Heuchelei wurzelt einmal in den Weibern . . . die Marie ist keine Ausnahme, nicht um ein Haar besser wie alle anderen.“

Der Schulmeister war sonst ein Mann, der nicht so leicht die Contenance verlor, wie man zu sagen pflegt; aber jetzt war er doch ganz perplex, er wußte gar nicht, wie er das zu nehmen habe. Er sah auf Friedel, der mit offenem Munde da stand und eben so wenig begriff, was mit Lieber vorgegangen war.

„Bist Du denn wirklich bei Sinnen?“ fragte Faber endlich.

Lieber wurde zornig.

„Es thäte Noth,“ sagte er erbittert, „daß Du mich für einen Verrückten hältst, weil ich sage, die Marie ist keine Ausnahme, um kein Haar besser als die andern Weiber. Geh doch Deinem Wilhelm diese kleine Heilige

„Was geht es mich an? Ich bin ein alter Mann, ich mache keinen Einspruch — ganz gewiß nicht — Es soll mich freuen, wenn ich's noch erlebe, daß der Wilhelm glücklich wird — ich glaub's aber nicht.“

Und Lieb schlug wieder das schallende Gelächter auf, daß der Schulmeister voll Gern und Mergen den Hut auf den Kopf stülpte und mit den Worten: „Dir kommt ich nicht mehr zu nahe — Du verdienst es gar nicht, daß man Dich lieb hat!“ fortannte.

Jetzt waren Lieb und Friedel allein mit einander. Lieb blieb eine Weile lang stehen und Friedel getraute sich gar nicht, ein Wort zu sagen, in solcher Aufregung hatte er seinen Bruder nur damals gesehen, als ihr vor 18 Jahren das große Unglück traf. Es herrschte eine tiefe Stille zwischen beiden, dann plötzlich knarrte es in Großvaters Spieluhr, Petri's Hahn rechte die Flügel, die Apostel nickten, die kleine hellklingende Glocke schlug die vierte Nachmittagsstunde aus. „Die ist treu, ganz allein treu!“ rief Lieb schmerzlich, indem er mit beiden Armen das alte Möbel umspannte und sein Gesicht daran drückte. Dann wankte er nach seinem Schemmel, auf welchem er immer der alten Uhr gegenüber saß, welche jetzt den alten Dessauer spielte mit der nämlichen Virtuosität wie vor sechzig Jahren. „Wer hätte es geglaubt, daß der alte Dessauer jemals im Stande sei, sein aufgeregtes Gemüth zu besänftigen? Indem Lieb die alte bekannte Weise

hörte, nach der er als Kind mit dem Steckenpferde sich herumgetummelt, schien auch der Friede jener seligen Kinderzeit über ihn zu kommen. Er lauschte auf jeden Ton und gegen Ende des Marsches brummte er die Melodie sogar mit, daß Friedel in der That gar nicht recht wußte, was er von ihm zu halten habe und ihn mit Angst betrachtete.

Als der Marsch zu Ende war und das Spielwerk schwieg, ließ Lieb den Kopf auf die Brust nieder sinken und verweilte so eine lange Zeit, dann erhob er das Gesicht wieder und mit einem fast wehmüthigen Blicke auf die Sängeln aus seiner Jugendzeit sagte er halb laut: „Großvaters Spieluhr ist 'n wunderlich Ding.“ — An diese Worte knüpfte Friedel wie natürlich den Faden seiner Ideen an und antwortete, indem er mit dem Ausdruck von Bewunderung und Ehrfurcht auf das alte und ihm wie Lieb so theuer und durch so eine lange Reihe von Jahren Lieb gewordene Möbel blickte. „'n wunderlich Ding ist die Spieluhr des Großvaters.“

Der Menschen Gemüth gleicht einem Schacht, in dem edle und taube Erze verborgen, gute und böse Wetter sich entwickeln. In der Erde mütterlichem Schooße ruhen die Reichthümer, behütet von den Geistern, die da emsig fortbauen in geschäftiger Stille, die gold- und silberreichen Erzstufen, um deren willen der Mensch alles wagt und aller Gefahr trotzt; aber weit weniger Mühe und Anstrengung verwenden die Menschen auf die Reichthümer in dem Schachte ihres Gemüthes, die sie nicht beachten, weil sie weniger glänzen, in denen oft die schlimmsten und verderblichsten Wetter aufsteigen und die edlen Gesteine ersäufen.

Lieb hatte sich unwillkürlich jenem Ausbruch von Bitterkeit hingegeben, der nur zu deutlich zeigte, wie in dem Gemüthe dieses einfachen alten Mannes eine große Revolution vorgegangen, wie eine Leidenschaftlichkeit sich seiner bemächtigt hatte, die seinen Jahren längst nicht mehr angemessen war und nur an einem jungen Manne als natürlich entschuldigt werden konnte. Es war die Schärfe, die in dem Gemüthe des Unglücklichen, welcher der Welt durch Schicksale entfremdet ist, stets Wurzel schlägt und bei allen seinem Thun und Lassen hervorschimmert.

Lieb hatte in dieser Beziehung, wie es schien, einen Sieg davon getragen; die Jahre, die seit dem traurigen Ereignisse, welches sein Leben so vereinsamte, verfließen waren, schienen ihm jene Ruhe und Gelassenheit gegeben zu haben, um sich wieder zu finden. In seiner Zurückgezogenheit und dem Zusammenleben mit Friedel, dessen Unfähigkeit, seinen Gedankengang zu entwickeln, der Leser bereits kennt, mangelten ihm natürlich alle jene kleinen Anlässe, die oft dem Funken ähnlich sind, welcher eine unvermuthete Explosion hervorruft; es fehlte ihm, die Gelegenheit, die natürlichste Waffe jedes Unglücklichen, zu gebrauchen, eine Schärfe, einen bitteren, rücksichtslosen Tadel, einen gewissen Spott auszuüben, zudem war auch seine angeborene Gemüthlichkeit, das friedliche Wesen vorherrschend bei ihm, und da er jedes Anlasses zur Bitterkeit entbehren konnte, hoben sich nur mit wenig Personen in Verbindung kam, so gelangte er zu einer Ruhe, die das Leben aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkt betrachtet. Seitdem indeß zeigte es sich, daß seine Ruhe nur eine künstliche gewesen, daß der Glaube in ihm an die Treue im Menschenherzen nur eines geringen Anlasses bedürfte, um wie ein luftiges Gebäude zusammenzustürzen.

Zwischen Lieb und Friedel waltete ein langes Schweigen, nachdem der letztere, wie es schien, einen Anknüpfungspunkt für sein geringes Medetalent gefunden hatte, durch den Ernst Lieb's aber zurückgeschreckt wurde.

Plötzlich stand Lieb auf, sah Friedel starr an und sagte: „Der Felmer muß aus dem Hause — das sage ihm — ich will allein sein — ich will gar nichts mehr von dem Menschen wissen, gar nichts.“
Mit dieser Entscheidung war alles abgemacht. Lieb dominierte, Friedel wagte nie etwas gegen seine Entschlüsse zu sagen, weil er vielleicht die Unfähigkeit fühlte, in eine Debatte sich einzulassen; aber seiner Gewohnheit nach knüpfte er seine Gedankenrichtung nun an die ausgesprochene Entscheidung Lieb's an und sagte sehr erschrocken halblaut zu sich: „Aus dem Hause muß der Felmer.“

Diesen Abend ging es sehr einsilbig bei den beiden Sander's zu; Felmer, der heute erst spät nach Hause kam, schien auch verstört, als ob ihm ein großes Unglück geschehen sei. Der Mann sah niedergeschlagen aus, er setzte sich stumm in den Winkel, die Arme über die Brust verschränkt, das Gesicht niedergesenkt. Lieb sah ihn nicht an, er schien eine Scheu vor ihm zu haben, er setzte sich an den Tisch und schrieb noch bei der Lampe.

Ein unheimliches Wesen herrschte in dem Stübchen, Niemand sprach.

So kam die zehnte Stunde heran, Friedel und Felmer gingen in die Kammer. Vor letztere trat zu Lieb und reichte ihm zur Gutenacht die Hand, es fiel kein Wort, sie sahen einander nur flüchtig an. Von Lieb's Seite war

das nicht auffallend, Felmer war ihm ein Dorn im Auge, er verabscheute ihn jetzt, nicht deswegen, daß er ihn früher end vor Marien gefunden, das, obwohl es ihn tief verletzt hatte, verzieh er ihm. „Es ist kein Wunder,“ sagte er zu sich selbst, „dieses liebliche Wesen zu lieben und Felmer ist noch in seinen besten Jahren, er hält es nicht für unmöglich, von ihr wieder geliebt zu werden.“ Aber daß er mit Marie in einem sehr vertrauten Verhältnisse stand, darüber blieb ihm kein Zweifel, die Situation, in der er beide gefunden, war der deutlichste Zeuge ihres beiderseitigen Einverständnisses, welches Lieb als ein so strafbarer und verbrecherischer betrachtete, weil Marie den Wilhelm Faber täuschte, Felmer aber darum wissen mußte; denn in seinen Worten: „Meine Liebe, meine Leidenschaft ist strafbar, aber es giebt für alles eine Vergebung, einen Frieden!“ glaubte Lieb, seinen streng rechtlichen Grundsätzen nach, da er jeder Schlechtigkeit Feind war, den unverkennbarsten Beweis dieser Kenntniß gefunden zu haben; und trotzdem das junge Mädchen zu einer Treulosigkeit zu verleiten — psui, das empörte Lieb's Herz, er verachtete den Felmer, es war ein schlechter Streich, dessen er ihn nicht für fähig gehalten und der ihn jetzt um so mehr mit Abscheu gegen ihn erfüllte, als er ihn bisher für einen rechtschaffenen Mann angesehen hatte.

„Ich glaube nicht, daß es so schwer ist, bei einem jungen, schönen Mädchen die Eitelkeit zu erwecken,“ sagte

Lieb zu sich — „und diesen Weg hat der Felmer benutzt, um sie zu verführen.“ — „Indem er alle Schuld auf Felmer wälzte, Marien zu einem Betrug an Wilhelm verleitet zu haben, gewann Marie in seinem Herzen wieder in dem nämlichen Grade, als Felmer bei ihm in der Achtung sank. Lieb vermochte sich nicht des Gefühls der Zuneigung zu dem Mädchen zu erwehren, obgleich er es in ein gewisses Mitleid vermanteln wollte, welches er mit der Unerfahrenheit eines so jungen Wesens vor sich selber entschuldigte. Diesem Mitleid zufolge entschloß er sich, Marie zu warnen. „Es ist meine Pflicht gegen das arme Mädchen,“ sprach er zu sich — „und auch gegen den Faber Wilhelm — es wäre traurig, wenn dieser junge Mensch so abscheulich an seinem guten Herzen betrogen würde. Das Mädchen weiß vielleicht selber nicht, in welcher Gefahr es sich befindet, Felmer hat sich bei ihr eingeschmeichelt, er versteht es auf eine Manier, daß man es nicht gewahr wird — es ist mir eben so mit ihm ergangen, und den Friedel, glaube ich, hat er auch ganz umstrickt.“ — „Demehr er darüber nachsann, desto mehr befestigte sich bei ihm der Entschluß, diesen gefährlichen Menschen unschädlich zu machen. Er wollte gleich beim Anbruch des nächsten Morgens zu Faber's hingehen. „Das bin ich ihm schuldig,“ er hat so viel für mich

gethan, als ich in dem großen Unglück war,“ redete er vor sich hin — „dieser Mensch soll uns nicht trennen, das Mädchen soll nicht sein Opfer werden und der Wilhelm nicht unglücklich, nicht betrogen — den Schleier will ich zerreißen, ich muß ihn zerreißen, wenn es nicht ein großes Unheil geben soll.“ — „Jetzt wurde Lieb ruhiger, er stand vom Stuhle auf, legte die Feder hin und ging im Stübchen auf und ab. Er dachte an sein eigenes Erlebniß, wie entsetzlich er getäuscht und um seine Herzensruhe, um sein ganzes Lebensglück betrogen worden war. Das rief natürlich aufs Neue alle Bitterkeit bei ihm hervor, welche im Gefolge solcher traurigen Erfahrungen sich des Gemüthes bemächtigt. In dieser aufgeregten Stimmung war natürlich an Schlaf gar nicht zu denken, er fühlte auch gar kein Bedürfniß dazu, obwohl es stark auf Mitternacht ging. „Und dieser Betrüger kann so ruhig schlafen!“ rief er bei sich, als er an der Schlafkammer horchte, in der sich nichts rührte und nur einige starke Athemzüge zu hören waren — „ich habe ein reines Gewissen und mich sticht der Schlummer!“ — „Sehr unzufrieden mit der Weltanrichtung,“ die den Schlechten fast immer begünstigt, während sie dem Guten eine Last voll Kummer und Sorgen aufbürdet, wendete sich Lieb von der Kammerthür ab, setzte die Lampe auf den kleinen Tisch neben dem harten, gebrechlichen Sopha,

auf dem er seit Felmer's Hierssein schlief, und wollte eben seinen Rock an die Wand hängen, als er mit dem Fuß an etwas auf dem Boden Liegendes stieß. Er sah nieder, es war Felmer's Brieftasche, die er schon öfter bei ihm gesehen und welche jener, was Lieb allerdings auf gefallen war, aber vielmehr als eine Eigenheit des Besitzers, weniger als eine misstrauische Vorsicht desselben betrachtet hatte, stets bei sich trug.

Felmer hatte, wie wir erwähnten, stumm und verstört im Winkel gesessen und jeden Falls war ihm bei irgend einer Bewegung die Brieftasche unbemerkt aus der Tasche entfallen, oder er hatte sie in der Berstreuung daneben gesteckt und beim Aufstehen vom Stuhle war sie auf den Boden herunter gefallen. Lieb hob sie auf; indem er dies that, löste sich die nicht fest eingeschnappte Feder des Schließchens, die Tasche klappte auf und mehrere Papiere fielen heraus. Lieb las sie zusammen und legte sie auf den Tisch neben die Lampe, um sie wieder in die Brieftasche zu thun und diese so gut als möglich zu schließen, damit Felmer nicht etwa auf die Vermuthung gerathe, Lieb habe den Inhalt durchgesehen. In der That verachtete Lieb auch eine solche niedrige Spionerie; obwol er jetzt Felmer haßte, so trieb ihn doch durchaus keine Neugier, zu wissen, in welchen Verhältnissen jener stehe. Schon war er bei dem letzten Papiere, welches noch in die Brieftasche gehörte, — als sein Blick unwillkürlich

auf das in Briefform gefaltete und veraltete Papier fiel, sein Auge wurzelte wie fest gebannt darauf, er schien erstarrt. Sein Blick war auf die Adresse des Briefes gerichtet, sie lautete: „An Herrn Eduard Appelt, Buchhalter derzeit in Hamburg, Schulterblatt Nr. 19, abzugeben beim Herrn Kommissionsrath Friedrich Weinherr.“

Lieb zitterte, er schien unfähig geworden zu sein, ein Glied zu bewegen — diese Handschrift machte ihn bebend; je länger er darauf sah, desto deutlicher erkannte er die Handschrift seiner treulosen Gattin. Sehr lange stand er so gleichsam in bewußtloser Unbeweglichkeit, dann folgte ein tiefer Athemzug, der seine Brust zersprangen zu wollen schien. Appelt! der Name schlüpfte über seine Lippen; aber so leise, daß ein neben ihm Stehender ihn vielleicht kaum gehört haben würde, es war ein Krampf in seinem Rippen, die nur einen Hauch durchließen, so fest waren sie auf einander geklemmt. Er war zu sehr erschrocken, um seiner wirklich außerordentlichen Ueberraschung einen lauten Ausdruck geben zu können; aber als er sich nun ein wenig wieder gefaßt, gesammelt hatte, fragte er sich in Gedanken: „Wer ist dieser Felmer?“

Jetzt vergaß er alle Rücksichten, welche er unter andern Umständen für fremdes Eigenthum, welches er wie ein Geheimniß ansah, beachten haben würde. Er öffnete den Brief, dessen Siegel vor so vielen Jahren zu seinem Verderben schon gebrochen war, er las zuerst die Unter-

Schrift. Da stand er! Wer vermochte es wegzuleugnen? Emilie Sander, der Name der treulosen Gattin. —

Der Inhalt des Briefes trug die Sprache der größten Leidenschaft, den Entwurf zur Flucht nach Amerika mit Appell.

„Ich weiß es!“ hieß es in dem Schreiben, — „ich begehe ein Doppelverbrechen an meinem Mann, indem ich sogar unser Kind ihm mit mir entreiße, das Kind, welches sein ganzes Glück ist, das er vielleicht mehr liebt, heißer, inbrünstiger, als mich; aber ich kann nicht anders. Ich bin krank, gewiß, ich bin sehr krank in meinem Herzen — o solltest Du die Qualen kennen, Eduard — diese furchtbaren Qualen, die mich wie Fieber beängstigen. Dich liebe ich so heftig, daß ich meine Leidenschaft nicht beherrschen kann; ich hatte die Liebe und ihre Gewalt noch nicht gekannt, bis ich Dich sah, bis Du mir sagtest, die Liebe sei frei, zwanglos, die Dankbarkeit, die Hochachtung festelt mich an meinen Mann — ich kann seinen Blick nicht mehr ertragen, belastet von dem Vorwurf der Untreue, müßte ich heucheln — er weiß es nicht, welcher Mangel ich auf seine Ehre geworfen habe — ich muß fort oder ich sterbe. Aber ohne mein Kind? — nein, ich nehme es mit, es würde ein immerwährender Aufruf für Lieb sein, das Kind zu hassen, wie er die verbrecherische Mutter hassen muß.“ —

Lieb ließ diesen verhängnißvollen Brief, der über sein

ganzes Glück entschieden hätte, zur Erde fallen; er war betäubt von dem, was er gelesen hatte, alle Wunden seines Herzens, die nur durch die lange Zeit verharrt waren, brachen jetzt mit einmal wieder auf; aber er faßte sich mit Gewalt, er entleerte die Brieftasche ihres Inhalts; er mußte alles wissen. Wer war dieser Felmer? wie kam er in Besitz dieses Briefes? Je mehr Papiere Lieb durchsah, desto betäubter wurde er — alle bezogen sich auf Appell, von einem Felmer war keine Rede. Sollte der letztere auf eine unerlaubte Weise zu dieser Brieftasche, welche er stets so ängstlich verwahrt hielt, gekommen sein? Fast alle Papiere, welche Lieb durchgesehen, waren Anweisungen an bedeutende Handelshäuser auf große Summen Geld ausgestellt vor wenig Monaten. Wie? war dieser Felmer ein Räuber? Appell lebte noch, das ging aus dem Inhalt der Papiere hervor, lebte als Chef eines Handlungshauses in Amerika, das den Anweisungen nach zu urtheilen keins der geringsten war, da es bedeutenden Kredit besaß. Lieb wußte nicht, was er davon denken, für was er den Felmer halten solle. Er war im Begriff, die Papiere wieder in die Tasche zu legen, als er bemerkte, daß ein ganz neuer, noch nicht gesigelter, wol aber gebrochener Brief noch darin steckte. Es wäre thöricht gewesen, wenn Lieb jetzt noch eine zarte Rücksicht hätte wälen wälten lassen, da er bereits sich von dem übrigen unterrichtet hatte. Er eröffnete also auch diesen Brief

und erkannte auf den ersten Blick Felmer's Schrift. Es bedurfte nur eines flüchtigen Ueberblicks, um das Räthsel zu lösen.

Felmer war Appelt — in diesen Zeilen stand es klar und unwiderlegbar. Es war ein Schreiben an ein Bremer Handelshaus und der Schluß hieß folgender Maassen: „Ihre Antwort senden Sie anher per Post, unter dem Namen Felmer, den ich aus gewissen Ursachen hier führe. Mein wahrer Name Appelt darf auf keiner Adresse genannt werden, es würde mir in dem Plane, den ich hier beabsichtige, nur von Schaden sein.“ —

Lieb ließ erstarrt die Hand, in welcher er dies Blatt hielt, niedersinken, diese Ueberraschung machte ihn gedankenlos, schwindlich. Die Weise, in der diese Zeilen geschrieben waren, ließ durchaus keinen Zweifel aufkommen, daß hier vielleicht eine Täuschung, eine Mystifikation der Person Appelt's vorwalte. Der Inhalt zeugte von der Umsticht, mit welcher ein Handlungschef seine Ordres trifft, ein kurzer, lakonisch-kaufmännischer Styl, den ein Uneingeweihter schwer oder gar nicht nachahmen kann.

Nachdem der Schreck und die unwillkürlich damit verbundene Betäubung bei Lieb nachließ, ergrieff ihn die Gewalt des Hornes, des Hasses und der Rache; er zitterte und war gänzlich unfähig, einen Laut aus der gepreßten Brust herauszubringen. Felmer war Appelt! Dieser Gedanke beschäftigte Lieb allein, indem er zugleich bei dieser

sich ihm aufdrängenden Gewißheit einen Schmerz empfand, als er drückte einer plötzliche, auf ihn gewälzte Last ihm Herz und Lunge.

Jetzt wurde es Licht in seinem Geiste. Dester schon war ihm der Gedanke aufgestiegen, als erblickte er in Felmer's Gesicht bekannte, schon gesehene Züge, nur der große, wohlgepflegte Bart gab diesen Zügen einen andern Ausdruck, eine Veränderung, die, unterstützt von einer fast krankhaften Blässe und einem an Niedergeschlagenheit anstreichenden Wesen, ihn, wenn er auch auf die Spur einer richtigen Ahnung gekommen wäre, doch im Zweifel und Verthum gelassen und so wieder von der Entdeckung bald abgebracht haben würde. Der falsche Name trug dazu bei, Appelt unkenntlich zu machen, und war es denn möglich, daß Lieb je erwarten konnte, seinen Todfeind, den, der ein Doppelverbrechen an ihm begangen und ihn um Glück und Ruhe des Lebens gebracht hatte, als Gast bei sich zu sehen? War solch eine Vermuthung wol denkbar? mußte nicht der Verbrecher im Gegentheil Lieb's Nähe auf's sorgsamste vermeiden, da er zugleich die gerichtliche Ahndung um seiner schändlichen That willen fürchten mußte?

So sanft und friedlich sonst auch Lieb's Gemüth war, so fürchtbar war er jetzt von dieser Entdeckung aufgeregt, kein anderer Gedanke als Rache durchtobte jetzt sein Herz. „Der Glende ist in meiner Gewalt,“ sagte er zu sich — „wer ist reich durch mein Eigenthum geworden, es macht

ihm Vergnügen, sich an meiner, an der Armuth desjenigen zu weiden, den er so elend machte? Ich erschlage nur einen Räuber meines Eigenthums, den Mörder meines Lebens, wenn ich ihn erschlage!"

Dieser letztere Gedanke war für einen Mann, dem im Moment nicht nur der Verlust, den er an Gab und Gut, sondern auch an seinem Leben, an dem moralisch höchsten Gut seines Lebens, an Glaube, Liebe und Hoffnung auf Menschen erlitten, vor Augen schwebte, sogar erquickend, er durchglühte Lieb förmlich und ließ keinem ruhigeren, dem schrecklichen Voratz schwächenden Gedanken Raum fassen bei ihm. Es war Nacht, drinn schlief Felmer, es bedurfte eines Schlages nur und er war unfähig zu jeder Gegenwehr. — Lieb dachte an nichts anderes mehr als an einen Mord an seinem Todfeinde. Das schwache Licht des Lämpchens wies ihm das Beil, das Friedel zum Holzspalten zu gebrauchen pflegte und welches zwischen der Wand und den thönernen Ofenfüßen lag. Wie lockend glänzte der auf die breite Eisenfläche fallende Lichtschimmer in Lieb's Augen!

Die böse That hob in ihren Werkzeugen eine Anziehungskraft aus auf die Sinne dessen, der von der Lust zum Verbrechen etzissen ist. Lieb faßte das Beil — alles war ruhig um ihn. Er trat an die Kämmerthüre, er horchte, den Athem anhaltend, und unterschied deutlich die Athemzüge der beiden Schläfer drinn. Leise) geräuschlos

drückte Lieb's Hand die Thürklinke nieder, die Thüre öffnete sich, ein schwacher Lichtstreif von der auf dem Tische stehenden Lampe fiel in die Kammer hinein und zitterte über Felmer's Lager hin.

„Er schläft. . . er schläft. . . jetzt!“ sagte Lieb leise, indem er den Fuß vorsichtig auf die Schwelle setzte.

Hier stand er still, es war als ob sein guter Schutzgeist ihn mahne, ein Schauer durchfröstelte ihn; aber eben so schnell durchwallte eine Blut seine Adern — Felmer regte sich im Schlafe.

„Jetzt . . . jetzt . . . noch ist es Zeit!“ flüsterte die dämonische Macht in ihm; er hob den Arm mit dem Beile und nahte wieder um einen Schritt — die Schwelle lag schon hinter ihm. Einen Schritt noch näher; dann ein rascher Niederfall des Beiles und der Mord war geschehen, die Rache genommen.

Ein ganzes Menschenleben von einigen sechszig Jahren, vorwurfsfrei, makellos, sollte im nächsten Moment durch eine böse That befudelt, fruchtlos gemacht werden, ausgestrichen aus der Zahl der Braven. Aber dieser Moment, in welchem Lieb am Rande des Abgrundes stand, war seine Rettung; plötzlich hob draußen im Stübchen Großvaters Spieluhr zum Mitternachtschlage aus — Lieb stand wie festgebannt; jeder Glockenschlag schien an sein Herz zu pochen, und als der zwölfte verklungen war, begann das Spiel-

werk das ehrwürdige Kirchenlied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten.“

Langsam wich Lieb zurück, eine unsichtbare Macht schien zwischen dem Schlafenden und dem Nachschäuernden zu treten; die Schwelle lag wieder zwischen beiden, langsam und geräuschlos schloß sich die Thüre. Unsichtbar dem sterblichen Auge Lieb's hielten die Elfen ihren Umzug.

Lieb sank auf sein hartes Lager, das Beil verschwand zwischen den Kissen, und wie von einer Dohnmacht umfangen lehnte Lieb tiefaufatmend das gleichsam wie vom Uebermaß des Trunks schwer gewordene Haupt zurück an die Wand, unfähig ein Glied zu bewegen, als wäre er aus einem Fieberparoxysmus aufgewacht und erlage nun der tödlichen Abspannung aller Lebensgeister. Und die freundlichen Elfen scharrten sich um ihn, ihre kleine Lichtgestalten gleich Funken schwebend, unverändert in ihrer Klarheit, in ihrer Liebe zu dem Sohne der Familie, wo sie vor langen Jahren schon sich heimlich gefühlt hatten, hielten jetzt den Einfluß des bösen Gedankens fern von ihm durch ihre Kraft, durch die Reinheit ihres Wesens, während Großvaters Spieluhr das schöne Kirchenlied fortspielte.

Lieb befand sich in einem Zustande höchster Abspannung, er hatte nie eine Leidenschaft in solchem Grade empfunden, sein von Natur friedfames Gemüth stemmte sich gegen alles Leidenschaftliche, er gehörte nicht zu den

leicht aufgeregten Charakteren, die bei geringem Anlaß ausstoben. Deshalb fühlte er sich aufs äußerste erschöpft von der Leidenschaft, die ihn so ganz erfaßt hatte, daß alle Bedenklichkeiten, selbst die Schwäche, welche Menschen dieser Art fast nie verläßt und die sie von jeder kräftigen, entschlossenen Handlung abhält, wenn ihnen auch deren Nothwendigkeit einleuchtet, in ihm aufhörten. Diese Erschöpfung war weniger geistiger als körperlicher Natur; Lieb erlag gleichsam einer Erstarrung seiner Glieder; aber sein Geist war dem Eindruck des ehrwürdigen Kirchenliedes nicht verschlossen, es übte den Zauber über ihn wie damals, als er mit Marie und dem Schulmeister es sang. Sein Gemüth wurde ruhiger, es klärte sich wie der Spiegel eines Sees nach heftigem Sturmestoben. Und als der letzte Ton des frommen, demuthsvollen Liedes verklungen war, flüsterete es wie sanftes Blätterkispeln in sein Ohr: „Wir sind da . . . wir sind da . . . hab' nur Muth . . . alles wird gut . . . hab' nur Vertrauen . . . sollst Freudentage noch schauen.“

Und dann zog es vor ihm hin wie Lichtfunkel von leuchtenden Johanniskäfern, ein kühlendes Wehen, strömte auf seine heiße, brennende Stirn, das war eine wohlthätige Empfindung.

Allmählig wurde alles still um ihn, er fühlte sich gekräftigt. Alles, was mit ihm vorgegangen war, stand vor seiner Erinnerung, er schauderte vor dem Morde, den Großvaters Spieluhr.

er im Begriff gewesen, zu begehen. „Ich wollte meinen Gast erschlagen,“ sagte er zu sich. — „wer hat es verhindert?“ Sein Blick fiel auf Großvaters Spieluhr deren Pendel ruhig und leidenschaftslos unbekümmert um Tag und Stunde und um das Treiben und die Schwächen der Menschen, alis und niedererschwellig gleich dem Puls schlage der über uns hinströmenden Zeit. Die Uhr war's, Großvaters Spieluhr, die ihn gerettet von der Ausföhrung der bösen That. Ein dankbarer Blick fiel aus seiner alten Augen auf das alte Möbel und dann zogen die Erinnerungen seiner Kindheit, wie er erst belebt hatte im Angesicht der altmodischen Uhr, säufelgend an ihm vorüber. Der Schlämmer kam in dieser Nacht nicht in seine Augen, wol aber ein Gefühl des Friedens.

Als der Morgen anbrach, verließ Lieb die Wohnung, sein Weg führte nach der des Schulmeisters. Grau lag der Himmel über dem Städtchen, nur im fernem Osten schimmerten lichte Morgenrothsstreifen am Saum des Horizonts herauf — tiefe Ruhe war über der Landschaft ausgebreitet. Lieb begegnete Niemand, der Wohlhabende wie der Arme lag noch in den Armen des Schlämmers.

Wie man sich bei dem Schlämmer, schon nicht so

„Was soll denn sein?“ wer kann's denn nicht erwarten, bis es ganz Tag ist?“ rief über alle Faber ärgerlich, sich im Morgenschlämmer gestört zu sehen.

„Nach auf, Cyprian!“ „ich bin's!“ antwortete

„Was soll denn sein?“ wer kann's denn nicht erwarten, bis es ganz Tag ist?“ rief über alle Faber ärgerlich, sich im Morgenschlämmer gestört zu sehen.

„Nach auf, Cyprian!“ „ich bin's!“ antwortete

Am alten Schnitthaus blieb der frühe Wanderer stehen, er hatte schon die Hand nach der Klingel gestreckt und zog sie doch wieder zurück. Was wollte er hier? Er war es sich selber nicht recht bewußt. Er hatte keinen solchen Freund im ganzen Städtchen wie den Faber, der hatte treu zu ihm gehalten in dem großen Unglück, das über ihn gekommen war, und wie in der Kindheit, so war's unverändert zwischen ihnen geblieben.

Lieb fühlte jetzt die Nothwendigkeit, einen Freund zu haben — was sollte er thun? sollte er den Felmer oder den Appert fortlassen, ohne gegen ihn zu handeln, und in welcher Beziehung stand denn der Schulmeister zu dem Menschen? denn wissen mußte er doch darum, daß hier ein Betrug, eine Täuschung obwaltete. Lieb zog an der Klingel.

Nach einer Weile öffnete sich oben ein Fenster.

— „Was soll denn sein?“ wer kann's denn nicht erwarten, bis es ganz Tag ist?“ rief über alle Faber ärgerlich, sich im Morgenschlämmer gestört zu sehen.

„Nach auf, Cyprian!“ „ich bin's!“ antwortete

Lieb von unten hinauf mit einer gepreßten Stimme, die nur zu deutlich von der außerordentlichen Bewegung seines Gemüthes zeugte.

„Herr des Himmels, der Lieb Sander!“ rief der Schulmeister erschrocken — „was ist denn für 'n Unglück geschehen, daß Dich“ . . .

„Maß' auf, Cyprian!“ fiel ihm der Lieb in die Rede . . . „ja, ein Unglück oder ein Glück, ich weiß nicht, deswegen komme ich zu Dir.“

„Gleich! gleich!“ — Das Fenster wurde geschlossen, und nach kurzem Warten fiel der Schimmer eines Lichtes durch das halbrunde, über der Hausthür angebrachte Fenster, Faber öffnete — Lieb trat ihm entgegen. „Mein Gott, wie siehst Du aus, Mensch?“ fragte der alte Schulmeister entsetzt, als er Lieb ansah.

In der That, Lieb's Aeußere wies von einem sehr zerüttelten Seelenzustande, die entbehrte Nachtruhe hatte das alte, furchenreiche Gesicht Lieb's scheinbar schmal und spitz gemacht, die größte Abspannung lag in dem glanzlosen Blicke, mit dem Lieb den Schulmeister anstarrte, seine äußere Haltung war wankend wie trunken, schlaff, hinfällig, er war ein Bild des Entsetzens.

„Führe mich in Deine Stube,“ stammelte Lieb — „es ist sehr kalt hier außen, ich zitter vor Frost.“

Faber ergriff ihn bei der Hand, denn er fürchtete, daß Lieb zu ermattet sei, um allein die Treppe steigen zu

können. Als sie sich nun in der Stube befanden, in der Lieb so manchen Abend in Mitte der Faber'schen Fämilie zugebracht hatte, fiel er in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, ein tiefer Athemzug folgte.

„Aber um Gottes willen, was ist denn? was ist Dir denn geschehen? das ist ja fürchterlich, Lieb!“ — „rede doch!“ fragte der alte Faber in Angst.

Lieb ließ die Hände vom Gesicht gleiten, es dauerte lange, ehe er so viel Kraft zu haben schien, um eine Antwort hervorstammeln zu können.

„Der Appelt . . . der Appelt!“ — „ich wollte ihn erschlagen,“ stammelte er. Faber fuhr zurück vor Schreck, diese Antwort betäubte ihn, er wußte keine Entgegnung im Moment — eine lange Pause folgte.

Lieb schien jetzt so viel Fassung erlangen zu haben, um sprechen zu können, obwohl seine Reden nur ein häßliches, planloses Durcheinander waren. Unterdeß klappte sich auch der Schulmeister.

„Der Felmer ist also der Appelt?“ fragte er mit allen Zeichen des Erstaunens.

„Du hast das nicht gewußt?“ entgegnete Lieb.

„Wie sollte ich denn? was denkst Du denn?“ erwiderte der Schulmeister auf und abgehend, . . . „was soll denn jetzt geschehen?“

Lieb hätte allerdings den alten Faber durch einige inhaltschwere Fragen in die Enge treiben können, aber

er war so zerstreut, daß ihn die mit Absicht hingeworfene Frage des Schulmeisters wie ein Stein, des Anklopfes aus seiner Gedankenrichtung brachte.

„Ich weiß es nicht, mein Kopf ist nicht wach,“ antwortete Lieb.

„Laß mich für Dich denken, Du bist angegriffen, Lieb, ich werde zu einem Entschluß kommen, ganz gewiß.“

Mit diesen Worten rannte Faber wieder auf und ab, dann blieb er vor ihm stehen, und sagte: „Der Fesner darf nicht fort, durchaus nicht, hörst Du, Lieb? wir müssen hingehen, er muß alles beichten, wo Dein Kind.“ . . .

„Ja mein Kind, ja, ja, mein Kind!“ rief Lieb laut auf, diesen Gedanken wie ein Schiffsrüchiger die rettende Planke festhaltend, „mein kleines, hübsches Mädchen, ich will nichts weiter von ihm, gar nichts . . . wir mein Kind!“

„Das muß an den Tag, dann kannst Du handeln, wie Du willst — wir gehen hin zu Dir, er soll beichten. Jetzt mußt Du, ohne Tasse, schwarzen Kaffees trinken, Lieb, das stärkt Dich, Du bist abgespannt, ganz verführt. Heute soll gleich auf, unterhalb, ziehe ich mich an; in einer Viertelstunde sind wir bei Dir zu Hause. Geh, gilt ja Dein Kind . . . denke doch, wenn Du so glücklich wärst, Dein kleines, hübsches Mädchen wieder zu bekommen, denke doch, Lieb!“

Mit diesen Worten rannte der Schulmeister aus der

Stube, Lieb blieb allein, das Licht brännte herunter während der kommenden Tage seit Morgenroth an die Wand der Stube schimmern. Hoff, Lieb war ganz unemphfindlich dafür, wie es ihm ohne sich zu regen, der Gedanke an sein Kind beschäftigte ihn, allein, das war ein Glück, vor dem er sich nicht losmachen konnte, das hielt so ganz beherrschte — und er bedurfte des Glückes, und wenn es auch nur ein geträumtes war, so sehr — es war ja ein Trost, der ihm so unerwartet kam, daß er ihm festhalten mußte, wenn er nicht undankbar sein wollte gegen das Schicksal, welches ihm den in die Gewalt gegeben hatte, der ihm von Jahren dies Glück entrißen hatte. Mit Mühe machte er sich von dem freudigen Gedanken los, als der Schulmeister bereits angekleidet und hinter ihm Niedchen hereintrat, mit einer Tasse voll heißen, schwarzen Kaffees. „Jetzt trink' Lieb!“ sagte Faber, „dann gehen wir zusammen.“

Lieb gehorchte ordentlich, maschinenmäßig und verließ dann eben so von Faber am Arm genommen das Schulhaus. Die Gassen waren noch leer, nur hier und wieder öffnete sich ein Fensterladen in den Untergeschossen der Häuser und schläfrige Gesichter wurden sichtbar, die den Ausdruck der höchsten Verwunderung zeigten, so früh den Schulmeister und Sander's Lieb auf den Betrüben zu sehen. Unterhalb war das Grau des Simwels gewichen vor dem Feuerbrande der Morgenröthe, die den ganzen Horizont gleich

sam in einem flüssigen Purpurgolde badete, die ewig jütlige Sonne hatte bereits ihr Strahlenantlitz wie lauschend zur Hälfte über die Anhöhen der Landschaft erhoben; und auf dem Wege zu dem Sander'schen Hause hin schimmerten von den mit Nachthau übergoßenen Bruchsteinen, die zu Seiten der Straße zu deren Ausbesserung angehäuft waren, die Reflexe des rothgelben Morgenlichts, und an allen Sträuchern und vergilbtem Baumlaub und den Spitzen der Wiesengräser perlten in den wunderbarsten Regenbogenfarben die Thautropfen gleich Myriaden Edelgestelns, daß das Auge versucht ward, an den Traum von dem Wunderparadies im Feenmärchen zu glauben, dessen Schönheit und unerreichter Zauber über alle menschliche Schilderung erhaben genannt wird. Es war ein feierlicher Herbstmorgen, in dem Faber und Lieb schweigend hinschritten, eine süße, heilige Ruhe lag um sie her ausgebreitet, ein Himmelssegens des bürgerlichen Friedens.

Faber warf zuweilen einen prüfenden Seitenblick auf Lieb hin, der mit auf die Brust gesenktem Antlitz unempfindlich gegen die Schönheit um ihn her hinschritt. So hatten sie endlich das Haus erreicht. Friedel stand unter der Thüre.

„Schläft der Felmer noch?“ fragte der Schulmeister.

„Der Felmer schläft noch,“ war die Antwort.

„Gut, folge uns, Friedel,“ sagte der vorige; Friedel schritt maschinenmäßig hinterher.

Lieb holte tief Athem, als sie in die Stube traten, er zielte vorwärts zu gehen; aber Faber faßte ihn bei der Hand und führte ihn an die Kammer, deren Thüre er schnell öffnete. Lieb taumelte erschrocken zurück. War es denn kein Traum, was Lieb erblickte? Marie, fest auf Felmer geschmiegt, stand in Mitte der Kammer. Der Schulmeister aber faltete die Hände und sprach laut und feierlich: „Vergieb uns unfre Schuld, wie wir vergeben wollen unsern Schuldigern.“

Dann folgte eine lange Pause, Lieb schien unfähig vor seinem Schreck, den ihm dieser Anblick verursacht hatte, sich sobald zu erholen, Faber ließ ihm Zeit, mit der Macht des Eindrucks, den er empfing, vertraut zu werden; dann sagte er mit sichtbarem Ergrißensein: „Lieb, hier nimm Rache an dem Verbrecher, der Dein Kind in Deine Vaterarme zurückführt. Das ist der Appelt — und Marie, Dein Kind, welches jetzt für den Sünder zu Deinem Herzen flieht. Böses ist geschehen; aber wir sollen nicht Böses mit Bösem vergelten, und wo die Liebe für den Bittet, der Böses an uns gethan, da sollen wir barmherzig und verfühlich sein, weil wir selbst der Vergebung so viel bedürfen.“

Lieb starrte wie im Traum hin auf Appelt und Marie, er könnte kein Wort hervorbringen, — war denn das wirklich wahr und möglich, was er sah, was der Schulmeister sagte? Ach gewiß, es mußte wahr sein, denn wie

Lieb's Auge auf Friedef, sich wendete, da sah er einen schweren Tropfen an dessen Wimpern hängen, eine wenn auch stumme, aber desto wahrere Sprache, die keinen Weg über die Lippen dieses zu großer Rede und Leidenschaftlichem Erguß unfähigen Mannes fand.

„Hab's gewußt . . . hab's gewußt,“ stammelte Friedef, mehr konnte er nicht sagen, es fehlte ihm wie immer an Worten, weil er keinen Anhaltspunkt in einer andern vorhergehenden Rede fand.

Siebt slog Marie auf Lieb zu, ihre Arme umschlangen ihn, sie weinte an seinem Halse, und mit von Thränen fast erstickter Stimme stammelte sie: „Mein Vater, mein lieber, lieber Vater, ja, ich bin Dein Kind, Deine Emilie, die Du liebtest mit vollem Vaterherzen, als ich noch unfähig war, Deine Liebe zu erkennen . . . jetzt liege ich an Deinem Herzen, an dem Herzen, das mich als Marie schon liebte. O, stoße mich nicht zurück, nimm mich in Deine Arme . . . ich bin's ja, Dein Kind, das Du so lange entbehrt hast!“

Lieb fuhr mit der Hand über die Stirn, als gälte es sich zu ermuntern von der Fessel des Traumes. „Mein Kind?“ fragte er dann zweifelnd . . . „wie ist denn das? das ist ja alles ganz unmöglich . . . ich habe ja kein Kind mehr . . . nein, ich bin ein alter, verwaister Mann, ein armer Mann, recht sehr arm . . . der Appelt hat mir alles gestohlen . . . alles! alles!“

Und jetzt brach der ungeheure Schmerz der fürchtbaren Erinnerung sich Bahn, er schluchzte laut auf. Der heilige Thau dieser aus dem Herzen eines um all' sein Glück betrogenen Vaters nekten das Haupt Emilien's.

„Gott sei Dank!“ sagte der Schulmeister, sich über die Augen mit dem Aermel fahrend . . . „jetzt löst sich die Rinde, welche das Unglück um sein Herz gelegt hat, er hat wie eine Thräne seit jener Zeit für seinenummer gehabt.“

Nun trat Felmer auf ihn zu, ergriff seine Hand, und sprach mit gepreßter Stimme: „Ich bin der Appelt, der Euch alles gestohlen hat, ich gebe mich in Eure Gewalt, wollt Ihr Rache an mir nehmen, so thut es, Ihr habt das Recht dazu, Lieb. Aber was Ihr auch thun wollt gegen mich, so kann es doch nie eine größere Rache in meinem Herzen hervorbringen, als die ist, welche mich hierher führte zu Euch. Ich wollte Eure Verzeihung, Lieb, ich wollte Euch als Ersatz das geben, was ich jetzt mein Eigenthum nenne, aber mit dem von mir an Euch verübten Raube erworben ist, ich wollte Euch Euer Kind zurückbringen und gsahte, wenn ein Engel ein Wort der Veröhnung für den Verbrecher zu Eurem Herzen spräche, Ihr würdet für den Verurtheilten eine Verzeihung haben.“

„Appelt!“ sagte Lieb bebend . . . „ich mag Euer Gesicht nicht sehen . . . verlaßt meine Wohnung . . . geht! Diese Nacht stand ich Euch nahe mit dem Beile . . . geht

... geht ... ich bin nur ein Mensch ... die böse Stunde kommt wie ein Dieb ... Großvaters Spieluhr hat mich von dem Morde zurückgeschreckt ... ja, ja, Großvaters Spieluhr ... geht ... geht!" —

„Nicht so, Lieb,“ sagte der Schulmeister ernst ... „wo die Liebe ist, da soll auch kein Haß wohnen, und Du hältst Dein Kind im Arm — schäme Dich, alter Mann ... pfui! ... ich habe mich gefreut auf diesen Tag wie ein Kind, weil ich Dich glücklich wissen will und weil Dein Lebensabend von einer Freundsonne beschienen sein soll. Du mußt alles wissen, ich lasse nicht ab, Alter ... ich will doch sehen, ob Du härter bist als der Stein, der Funken giebt, wenn man ihn scharf mit dem Stahle berührt. Warum hältst Du das Mädchen so fest an Dir, Lieb, wenn's Dich nicht im tiefsten Herzen ganz glücklich macht, daß Du Dein Kind wieder hast! — und 's ist Dein Kind, ich kann's behelfen.“

Jetzt begann Faber zu erzählen von jener Zeit, wo Lieb's Gattin entfloh mit dem Appelt und ihrem Kinde.

„Das Schiff, das sie nach Amerika trug, scheiterte an einem Felsenriff, und obwohl sie sich alle retteten und ihre Habseligkeiten dazu,“ erzählte Faber, — „so waren sie doch noch einer größern Gefahr ausgesetzt als dem Tode in den Klutken, der Hungertod stand ihnen bevor. Sieh, Lieb, der Himmel findet die Schuldigen, wo sie auch sein mögen, und wären sie in der Tiefe der Erde, sie ent-

gehen dem Arme des Herrn nicht. In der grenzenlosen Noth und Verzweiflung und der nahenden Todesqual erkannte Deine Gattin und ihr Verführer die Größe ihres Verbrechens — sie hatten damals alles, was sie in ihrer leidenschaftlichen Verblendung sich gewünscht hatten, sie hatten sich, sie waren frei von allem Zwange, sie waren reich und — unglücklich und elend. Als sie, fast dem entsetzlichen Hungertode erlegend, endlich von einem vorübersegelnden Schiff gerettet wurden, war die verbrecherische Leidenschaft in ihnen erstickt. Deine Gattin kränkelte von der Zeit an, sie mied jede Gesellschaft, sie war untröstlich über ihr Verbrechen an Dir — sie liebte nur ihr Kind und glaubte durch diese zärtliche Liebe einen Theil, wenn auch einen kleinen, ihrer Schuld an Dir zu sühnen, weil Du Deinen kleinen Emilienengel so sehr geliebt hattest. Die Schmach verhinderte sie, eine Nachricht nach Europa von ihrem Grame und ihrer bittern Reue gelangen zu lassen. Appelt, der trotz des Schiffbruchs Dein Dir geraubtes Vermögen gerettet, aber aus Furcht vor der Strafe, die sein Verbrechen nach sich ziehen mußte, wenn er Deutschlands Boden wieder betrat, nicht nach Europa zurückkehrte, begann in Philadelphia ein Geschäft zu etabliren mit dem geretteten Kapitale. Er betrachtete sich nicht als Besitzer desselben, sondern nur als dessen Verwalter für Deine Tochter. Still und eingezogen lebte er, gequält von der Reue über sein Verbrechen, in Philadelphia. Deine Gattin ent-

fernt von ihm auf einer Pflanzung am Ostflusse. So büßte sie für ihr Verbrechen an Dir freiwillig, sie konnte herrlich und in Freuden leben in Philadelphia, denn der Segen Gottes begleitete sichtbar jede Unternehmung Appelt's; in wenig Jahren war das Vermögen, welches er laut eines Dokuments, das er gerichtlich ausgestellt, für Deine Tochter verwaltet, so groß geworden, daß er bedeutende Spekulationen damit beginnen konnte, die ihm nicht sehr schlugen und den Ruf seines Handlungshauses bald den geschicktesten Firmen an die Seite setzten. Nur in der ununterbrochensten Thätigkeit fand er Ruhe vor seinen Geschäften, während Deine Gattin in der Einsamkeit, fern von aller Weltlust, allen geräuschvollen Freuden, nur der Erziehung ihrer Tochter lebte.

Fabel hielt jetzt ein, Lieb stärkte den Boden an. — „Deine Tochter hat Dir gestern von ihrer Mutter erzählt,“ fuhr der Schulmeister nach einer Pause fort — „ich übergehe daher alles, was den Tod Deiner Gattin betrifft; Appelt, der an ihrem Sterbelager stand, versprach ihr in die erkaltende Hand, Nachricht von Dir einzuziehen und wenn Du noch lebst, Dir Dein Kind, Dein Eigenthum zurückzugeben. An uns sollte er sich wenden. Appelt that es, wie er gelobt hatte, das Schiff, welches ein Schreiben an uns bringen sollte, ging aber verloren. Erst als nach Jahr und Tag Appelt die Gewißheit hierüber erlangt hatte (er glaubte, da von unserer Seite keine Antwort erfolgte, wir

verachteten ihn zu tief, um ihm zu schreiben, oder alle wären in der langen Reihe von Jahren gestorben), schrieb er nochmals und schloß einen Brief Deiner verstorbenen Gattin an uns und Dich mit ein — dieses Schreiben erhielten wir. Erinnerst Du Dich, Lieb, wie ich vor mehreren Jahren von Deinem Unglück zu sprechen anfing, und Du mir gerade heraus sagtest, Du würdest mein Haus nicht mehr besuchen und mir Deine Thüre schließen, wenn ich noch jemals davon zu reden anfangen würde? Damals mußte ich schweigen, und es schmerzte mich tief, keinen Weg zu Deinem Herzen finden zu können. So sind einige Jahre vergangen seit der Zeit, wir korrespondirten mit Appelt durch die dritte Hand, damit Niemand hier im Städtchen etwas davon erfahre. Lieb, Dein Alter, die Sehnsucht Deiner Tochter, ihren Vater zu sehen und neben zu dürfen, der Drang Appelt's, sein Deiner sterbenden Gattin gegebenes Wort zu lösen, brachte uns auf den Gedanken, Estelle als eine Verwandte bei uns aufzunehmen, damit Du sie kennen und lieben lernen solltest, während Appelt den Versuch machte, bei Euch ein Obdach zu finden, was ihm auch gelang. Dies Haus sah sein Verbrechen, in diesem Hause wollte er auch Deine Verzeihung erlangen. Und der Himmel hat alles so wunderbar glücklich gesügt — wie, Lieb, Du wolltest noch hartnäckig bleiben, wolltest selbst den Trost Deiner letzten Tage Dir rauben durch Haß und Unversöhnlichkeit? wenn das ist,

dann sage nicht mehr, daß Du des alten Faber's Freund bist." — Lieb stand noch starr, in seinem zu Boden gesenkten Blicke wies sich auch keine Bewegung, die von irgend einem Eindrucke, den Faber's Erzählung auf ihn bewirkt habe, zeugte. Emilie war tief erschüttert. „Vater," sagte sie, indem sie sich aus seinem Arm losmachte, — „ich weiß nicht, ob es recht ist, daß Du so hart bist; ich weiß nur, daß diese Härte mir das Herz bricht und daß es meine Pflicht ist, den nicht zu verlassen, der voll Reue zu Dir gekommen ist." Bei diesen Worten reichte sie Appelt die Hand, und fuhr zu Lieb gewendet fort: „Du stößt mich von Dir, Du willst kein Kind haben, das Dich liebt. — ich werde nach Amerika zurückgehen und zu vergessen suchen, daß mein Vater lebt — der Fremde hier" — sie deutete dabei auf Appelt — „hat durch tausend Beweise mir gezeigt, daß er ein Herz hat, der Vereuende ist besser, denn der Gerechte." — Sichtbar durchzuckte dieser scharfe und in des Mädchens Munde herzzersehneidende Vorwurf den alten Lieb. Friedel hustete in großer Angst — den alten Schulmeister überlief die Galle, sein Gesicht wurde dunkelroth. „Ruhig, ruhig," spricht kein Wort mehr zu diesem Felsen — 's ist alles umsonst, alles — ich mag gar nichts mehr von ihm wissen — wer am Ende seiner Tage noch

hart sein und Liebe und Reue von sich stoßen kann, der ist mein Freund nicht." — Indem der alte Faber voll Zorn die Plüschkappe auf den grauen Scheitel stülpte und nach seinem Stocke griff, um fortzurennen, hob die Glocke an Großvaters Spieluhr aus, es schlug sieben, dann sang es lieblich aus dem alten nußbaumenen Gehäuse heraus wie Zuruß an Lieb's Herz; ein tiefes Schweigen ruhte über allen, bis Emilie mit ihrer weichen, melodischen Stimme einstimmte; Friedel, der ein stummer Zeuge bisher gewesen, obwol ihm das Herz gewaltig in der Brust pochte, fand darin einen Stützpunkt, sein Gefühl zu äußern und seine rauhen Töne in des Mädchens hellen, klaren Sang zu mischen; unwillkürlich brumnte der alte Schulmeister mit kräftigem, wenn auch heiserem Bass den Text mit und Felsner schwieg nicht, er sah, wie das ehrwürdige Kirchenlied tiefen Eindruck auf Lieb machte, wie diesem die Augen zwickerten und die Lippen bebten, daß er endlich selber mitfangt. Es waren feierliche, heilige Momente, wie die Fünfe sangen und Großvaters Spieluhr dazu stüßte — und war es denn nicht die Spieluhr, die in der verwichenen Mitternachtsstunde Lieb von einem blutigen Verbrechen zurückgehalten? Da hatte das fromme Lied tief in sein Herz eingegriffen und die dämonische Macht gebannt, indem es ihm die Erinnerungen seiner Kindheit vor die Seele stülpte, wie er so schuldlos und fröhlich gewesen als Kind und jetzt Großvaters Spieluhr.

nahe wieder der Schwäche wie ehemals, sein Leben, das makellos bisher war, besiedeln wollte mit einer blutigen That der Rache. Und jetzt bewährte es wieder seine Kraft, immer reichlicher flossen ihm die Thränen aus den Augen, daß er nicht fortsingen konnte; und ehe noch das Lied zu Ende war, schrie er laut auf: „Mein Kind!“ und fiel fast ohnmächtig in die Arme seiner Tochter. —

Alle schwiegen, nur Großvaters Spieluhr setzte ihren Sang fort, bis der letzte Ton ausgeklungen hatte.

Dann sagte der alte Faber feierlich und in großer Nüchternheit: „Vergieb uns unsere Schuld, wir wir vergeben unsern Schuldigern.“

Und wie sich Lieb wieder erhobte von dem Gefühlssturm, der ihm so gewaltig allen Trost und alle Hartnäckigkeit geraubt hatte, ergriff der vorige Appelt's Hand und drängte diesen dicht zu Lieb heran, indem er sprach: „Hier, alter Freund, er hat gebüßt — richte ihn auf. Gott hat Dir am Rande des Grabes Freude und Liebe beschert, daß Du nicht im Kummer dahin stirbst, also sei auch barmherzig und verzeihe.“ — Appelt sank auf die Kniee und rief: „Meine Liebe, meine Leidenschaft war strafbar; aber es giebt für alles eine Versöhnung, einen Frieden!“ Das waren dieselben Worte, welche Appelt im Birkenbüschchen vor Marie's Knieen ausgesprochen hatte.

Niemand ahnete, welches Schamgefühl sich Lieb's jetzt bemächtigte, er schauerte förmlich zusammen; aber nichts

konnte heilsamer sein in diesem Moment, als eben diese Erinnerung an seine Schwäche, an die Thorheit der Leidenschaftlichen Aufregung, der er selbst unterlegen war. Wie? er wollte unverföhlich gegen einen Mann sein, der, in der Jugend geblendet von Leidenschaft, ein Verbrechen begangen, und hatte doch erst an sich die Erfahrung gemacht, daß selbst das weiße Haar nicht vor Leidenschaftlicher Thorheit schützt — wie ungerecht wäre das gewesen! Dem nie Gelegenheit zur Sünde wurde, der kann nicht von Tugend sprechen, nur in der Prüfung erst bewährt sich die Kraft der edlen Natur — und wer vermöchte es, ohne nicht in sein eigenes Herz greifen zu müssen, rücksichtslos einen Stein auf den Schuldigen zu werfen?

„In diesem beschämenden Gefühle legte Lieb seine Hand in die Appelt's und sagte leise: „Ich verzeihe!“

Laut jauchzend umschlang Emilie die beiden, der Schulmeister umarmte vor Freunden Friedel, und tanzte mit ihm wie toll um die Dreie herum, daß Friedel, den diese zufällige Idee ganz aus seiner Gedankenrichtung brachte, gar nicht wußte, wie ihm geschah, und als ihn Faber endlich losließ, wie betrunken im Winkel auf einen Stuhl niederfiel.

Dann trat Faber zu Lieb, und indem er Emilie und Appelt sanft von ihm wegshob, sagte er: „Jetzt laßt mir ihn auch — ich muß der alten Haut einen Ruß geben, daß sie steht, ich bin noch der alte Faber, treu und ehrlich, wie vor sechzig Jahren, als wir noch Kinder waren

und von Kummer und Gram gar nichts, wußten und rote Backen hatten ohne Runzeln und Falten. Mit diesen Worten herzte er den alten Lieb und fuhr dann fort zu sprechen: „Nun, Alter, 's ist alles gut geworden — die Sonne scheint heute noch einmal so hell, wie sonst, denn sie scheint auf fröhliche Gesichter. Was habe ich Dir gesagt, Lieb — weißt's noch? 's war damals, als Großvaters Spieluhr wie heute das schöne, herzergreifende und glaubensvolle Lied sang. Da sagte ich zu Dir, denn ich wußte, wer die Marie war, indem ich Eure Hände in einander legte: „Da liebe so recht von ganzem Herzen Deinen Engel und wenn 'n mal eine böse Stunde kommt, wo Du glaubst, die Liebe wäre nur ein Possenspiel, von dem man ungestraft ablassen könnte, da jage die schlimmen Gedanken zum Fenster und halte fest an dem Mädchen“ . . . ja, das habe ich gesagt und jetzt wird es so werden, . . . es ist schon so. Und soll ich Dich noch an etwas erinnern, Lieb? an eine Prophezeiung, die so pünktlich eingetroffen ist, wie der Stundenschlag auf die sechzigste Minute? Denkst Du noch an Großvater'n, der schon lange draußen schläft im Schooße der treuen Mütter-Gede, wie er oft sagte: „So lange diese Spieluhr mit den zwölf Aposteln und Petri Hahn in meinem Hause ist, so lange wird auch das Glück im Hause sein. Gute Geister wohnen in der Spieluhr, gute Geister meines Hauses, die alles Unglück von den Sander's abwenden.“

„Ja,“ sagte Lieb voll Rührung, indem er einen dankbaren Blick hinaufwarf nach dem weißen Zifferblatte mit den Figuren der zwölf Apostel und des Hahnes Petri — „Großvaters Spieluhr ist 'n wunderbarlich Ding.“

Diese zwischen den beiden Sander's stehende Redensart gab Friedel, der noch wie verblüfft im Winkel saß, wohin er nach dem tollen Umdrehen mit Faber getaumelt war, den besten Stützpunkt, auch seine Meinung zu äußern, da man ihr gänzlich vergessen zu haben schien. „Ja,“ sagte er, die Hände ganz andächtig faltend — „'n wunderbarlich Ding ist Großvaters Spieluhr.“

gerliche Leben spiegelt nur eine kleine Welt ab, eine Welt so mannichfaltig an Scenen und Erlebnissen, wie die Familien selbst mannichfaltig in ihrem Thun und Treiben sind, so wesentlich unterschieden in ihren geistigen und individuellen Richtungen und Neigungen.

Großvaters Spieluhr, die alte treue Freundin des Sander'schen Hauses hatte die Freude der beiden Brüder wieder gesehen, die diesen Namen trugen, und diese Freude war jetzt heimisch in dem kleinen Stübchen für immer. Vieles änderte sich nun, eins aber blieb unverändert wie in den Tagen der Armuth, Lieb und Friedel blieben in ihrem Auszugsstübchen, darin beharrten beide fest. Niemand im Städtchen erfuhr, daß Felmer der Appelt sei, der vor langen Jahren mit der Gattin Lieb Sander's entflohen und seinen Comptoirherren in Armuth gestürzt hatte; er blieb unter dem Namen Felmer noch einen Monat im Städtchen und zwar als Gast Lieb's und Friedel's. Aber im Städtchen ward eine andere Nachricht ruckbar, die sich zu aller Erstannen bestätigte; denn eines Tages war alles auf den Beinen, um die wiedergefundene Tochter Herrn Gottlieb Sander's als eine der schönsten Bräute an der Seite Wilhelm Faber's in die Stadtkirche zur Trauung fahren zu sehen.

Eine Brautfahrt gehört in kleinen Städten stets zu den Dingen, die sämmtlichen Einwohnern den ergiebigsten

Es sind keine großartigen, tragischen Ereignisse, die in den vorhergehenden Abschnitten vielleicht mehr oder minder die Aufmerksamkeit des Lesers erregt haben; es sind bloß kleine, unbedeutende Begebenheiten, aus dem bürgerlichen Stillleben entnommen, wie sie öfters sich ereignen, freilich anderer Art und Gestalt, und von Niemand als den Betheiligten empfunden und gekannt sind. Das bürgerliche Leben, wie es so still dahin fließt, gleich dem Bach unter hohlen Weidensträuchern versteckt, der aber bald seinen unbemerkten Lauf von Steinen gehemmt sieht und gleichsam alle Kraft seiner geringen Strömung aufbieten muß, um darüber oder dazwischen sich durchzuarbeiten, um vielleicht bald darauf im tiefen Sande zu versickern oder spurlos in ein größeres Wasser zu verschwinden — dies bürgerliche Leben, fern von Hochmuth und Anmaßung, aber nicht frei von Leidenschaften aller Art, ist eben so reich an Stoff zu Schilderungen, wie das Leben der höheren Stände. Diese sind die Welt im Großen, das bür-

Stoff zur Unterhaltung liefern. Wenn schon Emilie — sie hatte jetzt den Namen Marie, als einen nur geliebten abgelegt — als ein wirklich, schönes Mädchen und noch dazu als aus Amerika Bekommene das Interesse der einfachen Kleinstädter ungemein anregte, so gab es doch noch eine Ursache, um deren willen sich alle Welt wunderte. — Emilie war das reichste Mädchen auf zehn Meilen in der Runde und jeder wußte, daß eins der größten Rittergüter, kaum anderthalb Stunden vom Städtchen, ihr Eigenthum geworden war. Wenn das schon alle Jungen in Bewegung setzte, so konnte man sich doch nicht genug verwundern, daß diese reiche Schöne sich Faber's Wilhelm, des armen Schulmeisters Sohn, ausgesucht hatte zum Lebensgefährten. „Das ist eine amerikanische Grille,“ sagten die Leute — die Amerikaner und die Engländer haben immer so was Apartes im Kopfe, das ist einmal nicht anders.“

Und wie sah alles den alten Lieb an und den Friedel, die ordentlich verjüngt in schwarzen Fracks erschienen, wie man beide seit undenklichen Zeiten nicht gesehen.

„Wer ist denn der Fremde mit dem Boasbarte?“ fragten die Leute, als auch Appelt mit den beiden Sander's an der großen Kirchthüre aus dem Wagen stieg. Wenn man auch wußte, daß er Felmer hieß, so war das doch alles. Indes da er keine Hauptfigur bei dieser Hoch-

zeit darstellte, so bekümmerte man sich auch nicht zu ängstlich um ihn, es gab mehr noch zu sehen. Als die Trauung geendet war, da begann der Schulmeister, der sich's heute ausgebeten die Orgel zu spielen, nach einem kurzen Präambulium mit tiefem, durch die weite Kirchenhalle schallendem Bass das altehrwürdige Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathe.“

Lieb schossen die Thränen in die Augen, denn das war eine unerwartete Ueberraschung, und aus einigen Hundert Kehlen drang ein kräftiger, herzerhebender Sang zu dem Lenker aller Dinge empor. In dem Liebe hörte Lieb die wohlbekannten Stimmen aus seiner Kindheit, Großvaters Spieluhr stand vor seinem Geiste wie sie so traulich die alten Weisen sang, denen Lieb und Friedel jetzt als alte Männer mit weißen Haaren mit der nämlichen ehrfurchtsvollen Freude zuhörten, wie sie es als Kinder gethan. Und als der letzte Vers fast zu Ende war, da erhob sich Felmer und führte das neuvermählte Paar zu dem alten Lieb. Vor dem Knieeten sie nieder, und der ließ seine Hände auf ihre Häupter sinken, während er laut weinte in tiefster Nührung seines Vaterherzens. Und Friedel pustete, denn der Vock stieß ihn vor Schlußzen, er hatte ja alle die traurigen Tage mit durchlebt und alles war jetzt anders geworden.

Um Mitternacht, die dem Trauungstage folgte, saßen Lieb und Friedel — der Felmer war noch auf dem Rath-

Haussaale geliebt, wo man die Hochzeit hielt; was nur in seltenen Fällen zu geschehen pflegte — vor Großvaters alter Spieluhr und Harten des Glockenschlages. Aber all der Lärm und die Aufregung des verwichenen Tages hatten sie müde gemacht; ehe noch die Glocke anschlug, waren sie in brüderlicher Eintracht eingeschlafen, die weißen Häupter an einander gelehnt, die Hände in einander verschlungen, wie zwei treue, unzertrennliche Gefährten in Freud' und Leid. Sie hörten es nicht, daß der Hammer zwölfmal anschlug; aber ihr Geist schien es zu fühlen, daß diesen Schlägen die Lust folgte — der alte Dessauer, nach dessen Melodie sie oft auf ihren Stäckenpferden herumgejockt als Knaben in kindischer Fröhlichkeit, schloß den heitern und doch so hochfeierlichen Tag — ein leichtes, zufriedenes Lächeln überschwebte die furchenreichen Wangen der beiden Schläfer. Und unterdeß that sich das Uhrgehäuse leise auf, die freundlichen Elfen hielten ihren Umzug und umkreisten die Schummernden, melodisch summend, im feierlichen Takte; dann aber kispelte eine der kleinen Lichtgestalten in Lieb's Ohr: „Wir sind da . . . wir sind da . . . mit Freude und Muth . . . denn alles ist gut . . . gut . . . gut“ . . . Und allmählig verflücht' der kispelnde Sang, geräuschlos zogen die kleinen Lichtgestalten nach ihrem heimischen Hause, das sich hinter ihnen eben so leise schloß, als es sich aufgethan; daun erwachten Lieb und Friedel, und als wenn sie das alles

im Traum gesehen, die kleinen zarten Lichtwesen, wie sie feierlich ihren Umzug gehalten und wieder in dem Gehäuse verschwunden waren, blickten sie beide zugleich auf die alte treue Freundin ihrer Kinderzeit, und Lieb sagte: „Großvaters Spieluhr ist 'n wunderbarlich Ding.“

Friedel aber fügte mit wahrhafter Ehrfurcht hinzu: „'n wunderbarlich Ding ist Großvaters Spieluhr.“

Neue Romane

im Verlag von C. L. Fritzsche in Leipzig.

- Belant, S. G. N.**, Hohe Liebe. Aus dem Leben des Freiherrn von der Trenck. Histor. Roman mit Genrebildern aus Friedrich des Großen Hof- u. Staatsleben. 3 Bde. broch. 1853. 4 Thlr.
- —, Peter der Große, seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. 3 Bde. 1855. broch. 4 Thlr.
- —, Russische Hofgeschichten. Von Peter dem Großen bis auf die neuere Zeit. Histor. Novellen-Kreis. 3 Bde. 1856. 4 Thlr.
- —, Katharina II., ihr Hof und ihre Günstlinge. Historische Novelle. 1856. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Lubozajky, Fr.**, des Teufels Werkstatt, oder Paris unter der Erde. Historisch-humoristischer Roman. 1854. broch. 1 Thlr.
- —, Zacharias Amseleppffs Abenteuer, oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Historischer Roman. 1854. broch. 1 Thlr.
- —, Katharina II., die Semiramis des Nordens. (Aus dem Tagebuche einer polnischen Familie.) Histor. Roman. 3 Thle. broch. 3 Thlr.
- —, Christkindchen, oder zwei Familien. Erzählung aus dem bürgerlichen Leben. br. 25 Ngr.
- —, Großvaters Spieluhr. Ein Märchen. br. 25 Ngr.
- Norden, W.**, Rudolf, oder das Abenteuer im Riesengebirge. 3 Bde. 1853. broch. 3 Thlr.
- —, Ottokar, oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus den Zeiten Josef II. 3 Bde. broch. 3 Thlr.
- Satorf, F.**, die Mohrin. Roman. 3 Thle. 1854. 2 Thlr. 15 Ngr.
- —, Preußens Vorzeit. Ein Buch für jeden Gebildeten, besonders für das weibliche Geschlecht. 3 Bde. Mit Ansicht von Marienburg. 1854. broch. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Schoppe, W.**, geb. Weise, der Prinz von Biana. Historischer Roman. 2 Bde. 1853. broch. 2 Thlr. 15 Ngr.

35.072.420
78/21676